

Schlesische Monatshefte

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

Nummer 8

August 1934

11. Jahrgang

Zehn Jahre Schlesische Monatshefte

Ein Dank an Dr. Ernst Boehlich

Im Juli des Jahres 1924 erschien zum ersten Male in Breslau die Zeitschrift „Schlesische Monatshefte“. Als Herausgeber zeichnete Dr. Ernst Boehlich verantwortlich, ein Mann unserer Stadt, dessen Name als Wissenschaftler schon damals einen guten Klang hatte und seit jenem Tage mit diesen Blättern untrennbar verbunden ist. Keine der sonst üblichen Ansprachen an den Leser enthielt das erste Heft. Es war einfach da und überraschte seine zunächst bescheidene Leserschaft mit einer Fülle unterhaltsamen, belehrenden Stoffes in Wort und Bild. Sorgfältige Auswahl, geschmackvolle Aufmachung und übersichtliche Anordnung des Gebotenen waren die Kennzeichen dieser Neuerscheinung. Auf der zweiten Seite des Umschlages stand in lakonischer Kürze zu lesen: „Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat“. Darunter einige bekannte Namen aus der schlesischen Geisteswelt, deren Träger ihre Mitwirkung an diesem neuen Werk zugesagt hatten. Neben Beiträgen aus dem Gebiet der Literatur und der bildenden Kunst, aus Heimatgeschichte und Forschung waren auch kritische Berichte über Schauspiel, Operette und Oper sowie Kunst- und Buchkritik zu lesen. Wer dieses erste Heft noch im Besitz hat oder sich seiner zu entsinnen weiß, der wird bestätigen können, daß die Schlesischen Monatshefte diese Vorzüge bis auf den heutigen Tag sich erhalten haben.

Zehn Jahre sind eine lange Zeit, gemessen am Lebensalter eines Menschen; sie sind eine kurze Spanne im rastlosen Vorwärtseilen unserer schnellebigen Zeit. Aber diese zehn Jahre der Schlesischen Monatshefte wiegen schwerer als sonst ein Jahrzehnt, denn sie waren zum größeren Teil Jahre des Kampfes und der Verteidigung. Darum sei dieser Rückblick heute getan, der zugleich ein Ausdruck des Dankes gegenüber dem Begründer dieser Blätter sein soll. Denn das sei vorausgeschickt: was ihrem Begründer damals als Weg und Ziel vorschwebte, das ist auch heute Sinn und Aufgabe der Schlesischen Monatshefte. Das neue Gewand, das handlichere Format und die neue Leitung sind nur äußere Kennzeichen eines neuen, verheißungsvollen Zeitabschnittes. Die innere Linie und die Marschrichtung sind im wesent-

lichen wieder die gleichen wie einst. Das dürfte ihrem Begründer ein ehrenvoller Lohn und eine stolze Genugtuung sein für seine Arbeit und ein Beweis für die Gültigkeit seiner Idee.

Die Geschichte der Schlesiſchen Monatshefte ist ein Stück Lebensgeschichte ihres Schöpfers, der übrigens durch seine volks- und heimatkundlichen Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften, vor allem aber durch seine zahlreichen volkstümlichen Rundfunkvorträge über vorgeſchichtliche, geopolitische und heimatliche Themen einem breiteren Publikum bekannt wurde. Dr. Boehlich entstammt einer alteingesessenen schlesiſchen Familie. Er erblickte am 28. März 1886 das Licht dieser Welt und verlebte seine Schulzeit zunächst in Breslau, später in Schneidemühl, wo er abschließend das Abitur absolvierte. Als Student besuchte er die Universitäten Breslau, Greifswald und Berlin. Die Promotion zum Dr. phil. erfolgte an unserer Friedrich-Wilhelms-Universität in Breslau. Als Kriegsfreiwilliger zog er 1914 ins Feld. Nachdem er etwa zehn Monate verwundet und schwer erkrankt im Lazarett gelegen hatte, mußte er 1916 in die Heimat zurück.

Wieder in Schlesiſien, betätigte er sich nach dem Zusammenbruch neben seiner wissenschaftlichen Arbeit auch auf politisch-literarischem Gebiet. Insbesondere trat er in den Dienst der Einwohnerwehren und des Selbstschutzes. Im Jahre 1921 begründete er die Zeitschrift der „Orgesch“, die den Titel „Schlesiſche Heimat“ führte. Diese Zeitschrift sollte der nationalpolitischen Erziehung im Kampfe gegen das System Severing-Wirth dienen, und daher vor allem Heimatliebe und Heimatwissen fördern und stärken. Es ließe sich viel erzählen aus der kurzen Zeit ihres Bestehens, denn das bald ergehende Verbot der „Orgesch“ hatte auch das Eingehen dieses Organs zur Folge, aber wir wollen uns hier nur mit der Feststellung begnügen, daß Dr. Boehlich schon in diesen Blättern für ein neues deutsches Vaterland, für eine wahre, tiefe Volksgemeinschaft eintrat. Den Beweis hierfür erbringen seine Aufsätze zu diesen Themen, die Gesamthaltung jener Blätter und die Auswahl seiner Mitarbeiter. „Die Erhaltung dieser wahren Volksgemeinschaft“, so schreibt Dr. Boehlich in einem Aufsatz vom Wesen des Staates, „die über alle, niemals ganz zu vermeidenden Gegensätze verschiedener Kreise hinweg sich behaupten muß und kann, ist das Ziel, dem der Staat zu dienen hat. Vermag er es, so erfüllt er seine ewige Bestimmung, vermag er es nicht, so ist sein Verhängnis besiegelt. Der Staat ist ein Organismus wie ein anderer lebender Körper; sinkt der Lebenswille, das Bewußtsein seines Seins nieder, so ist er schon halb aus dem Dasein ausgeschaltet. Nur der Wille, sich zu erhalten, und sich zu behaupten, verleiht ihm die erforderliche Kraft.“ Wie richtig diese Erkenntnisse waren, hat die traurige Entwicklung der nachfolgenden Jahre gezeigt, die im Chaos endete und die Unfähigkeit der Systemherrscher offenbarte. „Der Staat, der nicht ein einiges Volk in den ewigen Kampf führen kann, ist verloren; das Volk, das sich dem Staate entzieht, gibt sich selbst dem Untergang preis . . .!“ Was wir in Heft 10 des Jahrganges 1921 der „Schlesiſchen Heimat“ lesen, hat sich hernach bis ins Letzte erfüllt, und es ist nicht verwunderlich, daß die Herren des damaligen

Systems von solchen Gedankengängen nichts wissen wollten. Daher das Verbot der „Orgesch“ und Unschädlichmachung ihres Organs. Nur eine Stelle sei noch zitiert, weil sie von der Zukunft spricht, die inzwischen Gegenwart geworden ist und wiederum Wort für Wort seine Bestätigung gefunden hat: „Wir kennen die Wege der Zukunft nicht; aber eines wissen wir: daß Erfolg nur dem beschieden sein wird, der sich durch Arbeit an Mensch und Volk für ihn bereitet hat!“

Mit diesen Zitaten sei es genug. Sie lassen erkennen, wer Dr. Boehlich ist, offenbaren seine Geisteshaltung und seine Liebe zum Vaterland. Für Dr. Boehlich war es eine Selbstverständlichkeit, daß die damals begonnene Arbeit in irgendeiner Form fortgesetzt werden mußte. Im Jahre 1924 gründete er die „Schlesischen Monatshefte“, die sich vom ersten Heft an als eine Pflegstätte aller Zweige der Heimatkunde unter besonderer Berücksichtigung der Geschichte auf wissenschaftlicher Grundlage erwiesen. Namhafte Männer nationaler Gesinnung waren seine Mitarbeiter, und schon in kurzer Zeit hatte sich das neue Werk eine ansehnliche Lesergemeinde gesichert. Annähernd 3000 Abonnenten waren für die Schlesischen Monatshefte eine recht stattliche Zahl; aber die wirtschaftliche Seite des Unternehmens wurde in dem Maße immer mehr zur Sorgenlast, in welchem der damalige Verlag mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Es kam so weit, daß sich die Zeitschrift auf die Dauer aus eigenen Mitteln nicht mehr erhalten konnte. Dr. Boehlich gelang es trotzdem, unter Einfluß persönlicher Opfer sein Werk eine Zeitlang durchzuhalten. Aber alles Opfern und Kämpfen konnte den Zusammenbruch nicht verhindern, denn die Stellen, die zur Hilfeleistung von Staats wegen verpflichtet gewesen wären, zeigten sich jeder Unterstützung abgeneigt. Wiederholt versuchte Dr. Boehlich für die Schlesischen Monatshefte einen staatlichen Zuschuß zu erhalten, damit dieser dringend notwendige Dienst an Volk und Heimat fortgeführt werden konnte. Mit 6000 Mark im Jahre wäre — bei sparsamster Verwendung der Mittel — das Weitererscheinen gesichert gewesen. Die damaligen Herren im Oberpräsidium wollten davon nichts wissen. Man hatte andere Pläne! Ein Gremium von Leuten, die infolge der nationalen Einstellung dieser Blätter und ihres Herausgebers zur Mitarbeit nicht herangezogen worden waren, arbeitete im Hintergrund. Der damalige sogenannte „Kulturbund Schlesiens“ wurde als angeblicher Herausgeber vorgeschoben. In Wirklichkeit hat er niemals auch nur den geringsten Einfluß ausgeübt. Für die Wahrnehmung der „heimatlichen Belange“ hatten sie bereits einen Mann aus ihrer Clique ausersehen. Mit Dr. Boehlich wollte man nichts zu tun haben. Er mußte die Kündigung des Druckvertrages annehmen und sich mit dem bitteren Ende abfinden. Zur selben Stunde aber, als an dieser Tatsache nichts mehr geändert werden konnte, versammelten sich gewisse Leute, um das sorgfältig vorbereitete Werk zu vollenden: Professor Franz Pandsberger wurde mit der Herausgabe der Schlesischen Monatshefte beauftragt, und zwar mit einer staatlichen Subvention von jährlich 18 000 Mark. Nun hatte man auf einmal den dreifachen Betrag übrig; er wurde später sogar auf 20 000 Mark erhöht. Das Unrecht, welches

man damit an dem Begründer der Schlesiſchen Monatshefte verbrochen hatte, wurde auch dadurch nicht gemildert, daß man ihm für die Ueberlaſſung der Abonnenten großmütig ganze 500 Mark als Abfindung zahlte. Das war alles, was von den vielen perſönlichen Opfern übrig blieb. Ein Mann war beſeitigt, der in ſeiner aufrechten deutſchen Art eine Gefahr bedeutete. Der Staat war wieder einmal gerettet, eine neue Sünde wider den Geiſt war zu den tauſend alten hinzugekommen. Jedem wird es begreiflich ſein, daß ſich Dr. Boehlich ſeit dieſer Zeit von jeglicher Mitarbeit fernhielt. Er widmete ſich excluſiv ſeiner wiſſenſchaftlichen Arbeit und veröffentlichte unter anderem im Jahre 1929 ſeine „Bibliographie der ſchleſiſchen Vor- und Frühgeſchichte“, im Jahre 1930 ſeine „Bibliographie der ſchleſiſchen Volkskunde“ (beide herausgegeben von der Hiſtoriſchen Kommiſſion für Schleſien). Die Arbeit vieler Jahre iſt in dieſen beiden Werken enthalten, die im wiſſenſchaftlichen Schrifttum der Heimat einen beſonderen Platz einnehmen und von der Fachkritik als führend und vorbildlich anerkannt wurden. Heute aber, nachdem die Schleiſchen Monatshefte, von nationalſozialiſtiſchem Geiſte erfüllt und geführt, in ihr zweites Jahrzehnt hinübergewechſelt ſind, wird Dr. Boehlich wieder zu ihren ſtändigen Mitarbeitern gehören.

Nach dem unerfreulichen und für die damalige Einſtellung der „führenden Männer“ bezeichnenden Ende eines Kampfes um Volk und Heimat begann jener Zeitabſchnitt für dieſe Blätter, der zweifellos einen Makel in ihrer Geſchichte bedeutet. Das herrſchende, ſchwarz-rote System, das den Typ des „Salonbolſchewiſten“ in Kunſt und Literatur erzeugte und ſelbſt geſunde, deutſche Talente in ihren verderblichen Bann zu ſchlagen wußte, ſorgte mit beiſpielloſer Sicherheit dafür, daß ſich der geiſtige Niedergang des deutſchen Volkes auch in dieſen Blättern widerſpiegelte. Literariſche und bildliche Erzeugniſſe fanden Eingang in die Schleiſchen Monatshefte, die mit Kunſt und Können nur noch wenig, mit deutſcher Heimat und ſchleiſchem Volkstum aber nichts mehr zu tun hatten. Es wäre ein Leichtes, den Beweis hierfür anzutreten. Es ſei uns an dieſem Ehrentage erſpart.

Jahre vergingen darüber, wertvolle Zeit, die für die hohen Aufgaben von einſt ein für allemal verloren blieb. Erſt mit dem nationalen Aufbruch des deutſchen Volkes, mit der Erneuerung von Volk und Vaterland unter der Hakenkreuzfahne Adolf Hitlers, begann auch für die Schleiſchen Monatshefte eine neue Zeit. Dieſe Reinigungs- und Erneuerungsepoche entwickelte ſich ſtufenweiſe: zunächſt trat ein vorläufiger Wechſel in der Leitung ein. Bernhard Volkmann-Peander gab dieſen Blättern inhaltlich eine Zeitlang ein neues Geſicht, bis er auf einen politiſchen Poſten berufen wurde; ihm folgte für einige Monate Dr. Dyrſſen, der ſchon mit ihm zuſammen die Blätter im neuen Geiſte geſtaltet hatte. Der Untertitel der Schleiſchen Monatshefte lautet ſeit jener Zeit: „Blätter für nationalſozialiſtiſche Kultur des deutſchen Südoſtens“. Nach dieſen vorbereitenden Arbeiten übernahm der Gauverlag-NS-Schleſien die Schleiſchen Monatshefte. Auf Vorſchlag des Untergauleiters von Mittelschleſien, Pg. Hübenett, und mit dem ausdrücklichen Wunſch des Gauleiters und Oberpräſidenten beider Schleiſien,

Helmuth Brückner, im Einverständnis von Oberregierungsrat Dr. Westram, der sich stets für die Schlesiſchen Monatshefte als wichtige nationale, kulturelle und heimatliche Zeitschrift einſetzte, wurde ſchließlich am 1. April 1934 Waldemar Glaſer zum Schriftleiter dieſer Blätter berufen. Waldemar Glaſer iſt ein Menſch unſerer Zeit, ein Kämpfer aus den Reihen der nationalſozialiſtiſchen Bewegung; als Schriftſteller bekannt durch ſeinen Roman „Ein Trupp SA.“, durch ſein Mundart-Büchlein „Aſu ſein bir“ und durch ſein Schlageter-Buch „Stahlkreuz an der Ruhr“, ſowie durch ſeine Tätigkeit im Dienſte des neuen deutſchen Rundfunks. Er hat das Erbe Dr. Boehlich's angetreten, nicht nur, um es zu bewahren, ſondern um es auf erweiterter Grundlage und im völkischen Geiſte fortzuführen. Die Schleiſchen Monatshefte werden das geſamte kulturelle Leben unſerer Heimat erfaffen, wo es ſich auch immer zeigen und durchſetzen möge: in Kunſt und Literatur, in Politik und Wiſtſchaft.

Dieſe Blätter werden Rinder ſein von allem kulturellen Schaffen im nationalſozialiſtiſchen Staat, ein immer ſprudelnder Quell, aus dem das Volk ſchöpfen möge, auf daß — wie unſer Gauleiter und Oberpräſident Helmuth Brückner es kürzlich ausgedrückt hat — eines der Grundziele unſeres Führers verwirklicht werde: Reinigung des Deutſchtums von allen artfremden Einflüſſen.

Glück auf!

Paul Majunke-Lange.

Marie Klerlein †

Eine Dichterin des Herzens

Von Leonhard Hora

Jeder Schleiſier, der Wert auf eine umfaſſendere Kenntnis heimischen Schrifttums legt, wird ſich mit beſonderer Aufmerkſamkeit den Werken der am 29. Mai 1934 von uns gegangenen Heimatdichterin Marie Klerlein beſchäftigen müſſen. Nicht etwa deſhalb, um gelegentlich auch über dieſe ſtille Dichterin ein Wort mitreden zu können, ſondern um das Werk einer Dichterin zu erleben, deren Seele in einem einzigen großen Liebesdienſt an die Mitmenſchen ſich verſchwendete. Drei ausgeprägte Charakterzüge machen uns zunächſt die Menſchlichkeit der Dichterin liebenswert in hohem Grade: ihre Liebe für notleidende Menſchen, für Kinder und Tiere. Immer werden dieſe drei Charaktereiſenſchaften ein unbedingt zuverläſſiges Merkmal für den Seelen- und Herzensadel eines Menſchen ſein. Die ſich uns immer wieder aufdrängende Frage, ob der Adel eines geläuterten Künſtlertums die Hoherzigkeit einer edlen Menſchlichkeit vorausſetzt und bedingt, bejahte und beſtätigte Marie Klerlein in vollkommener Weiſe. Marie Klerlein war eine jener Frauen, deren Güte ſich in verhaltener Leidenschaft um ſo rückhaltloſer an die hilfsbedürftige Mitkreatur ausgab, da ihr ſelbſt das große, ewige

Mysterium eigener Mutterschaft versagt blieb. Nicht etwa in der schrullenhaften Distanzärtlichkeit tantenhafter Bonbonverteilerinnen, sondern in der wahren, opferfähigen Hingabe eines neidlosen Frauenherzens. Ubergroß ist die Anzahl der Menschen, denen Marie Klerlein Helferin in manchen Nöten wurde. In einer Zeit, da noch niemand daran dachte, Großstadtkinder zur Erholung auf das Land zu schicken, war unsere Dichterin schon tatkräftige Wegbereiterin des Ferienkoloniegedankens. Die Tierschutzbewegung fand in Marie Klerlein eine eifrige, uneigennütige Förderin. Dies aber ist das Große an dieser gütigen Frau, daß nur ein ganz enger Kreis vertrauter Freunde von der segensvollen Tätigkeit ihres immer hilfsbereiten Herzens wußte. Nichts war Marie Klerlein verhafter, als die ehrgeizige Betriebsamkeit engherziger Schreibtanten. Marie Klerlein konnte aus der Überfülle einer tiefen Lebensverbundenheit schenken und wollte lieber durch Undank enttäuscht, als durch Schmeicheleien beweihräuchert sein.

Niemals finden wir in den Dichtungen Marie Klerleins jenen verhängnisvollen Fehler vieler „dichtenden“ Frauen, in ungesundem Ehrgeiz die Sprache einmaliger Meister nachzuahmen und somit dem Krampf peinlich wirkenden Epigontums anheimzufallen. In den Dichtungen Marie Klerleins schwingt und blüht die ursprüngliche Kraft des ganz und gar aus sich selbst schaffenden Erlebnisses. Die schöpferische Kraft, deren unversieglige Quelle eben das hervorragende Menschentum der Dichterin war.

Wohl finden wir bei Marie Klerlein nicht jene magischen, hinreißenden Akkorde, wie sie der bezaubernden Waldwandlererharfe Eichendorffs entströmten; auch würden wir bei Marie Klerlein vergeblich nach dem erzählten, gigantischen Gestaltergriff Hermann Stehrs suchen. Und doch ist etwas unerklärlich Anziehendes in den Dichtungen dieser innigen Frau. Ihre Bücher haben das gute und offene Antlitz eines Menschen, dessen Züge nicht durch die fiebrige Ehrsuchtelei modernen weiblichen Geltungsdranges verzerrt und entstellt sind, sondern in der geordneten Klarheit seelischer Stetigkeit leuchten. Keine gewaltige, hymnische Kunst hinterließ uns die verstorbene Dichterin. Keine aufwühlenden Probleme führen uns in erschütternde Abgründe hinein. Aber mit wachsender Gebärde trat Marie Klerlein allen wirklich wesentlichen Dingen des Lebens gegenüber, waren sie auch noch so verschüttet vom Werkstaub des Alltags. Schwebt der stille, reine Klang dieser Erzählungen auch immer in den Oberwelten des klaren Tages, so handelt es sich doch keinesfalls etwa um eine nur idyllische Aquarellkunst leichtfertiger Sorglosigkeit. Marie Klerlein wußte recht wohl die sehnsuchtsvollen Herzensschläge menschlichen Glücksbedürfnisses zu deuten. Und hier wird uns dann immer eine Offenbarung zuteil, die in ihrer Eindringlichkeit unvergeßliche Eindrücke hinterläßt. Kein aufnahmefähiger Mensch wird sich den lebensvollen Schwingungen entziehen können, die in uns bei Lesung der in ihrer gestrafften Gedrängtheit meisterhaften Erzählung „Doas Gewissensgröschla“ nachklingen. Hier ist keine falsche Sentimentalität, sondern die warmherzige Natürlichkeit echter Lebensfülle. Lassen wir die Witwe Bänisch selbst ihr Jugenderlebnis erzählen:



Marie Klerlein †



An der Glaser Neisse, Habelschwerdt

Aufn.: Dr. M. Groneberg

„Ich wees nich, wie's koam, und ich verstieh's heute noch nich — ich lief halt uff eemal zurücker, immer woas huste, woas kunnste, uff de Stoadt zu. 's woar reenweg asu, als käm woas hinger mer har geprescht, su woas ganz Entersches, und ich därfst mich goar nich insahn, und ich müßte renna und renna, weil mersch und 's tät mer luste ushucka. Ich lief und lief, und ehb ich's mich versohg, stoand ich plütze ber der Sillertin.

„Nu Madel, wu kimmste denn har“, soat se . . . „Du hust wull woas ver-gassa?“ Ich kunde kee Wurt rausbrennga, und do goab ich i'r halt die zwee Fümfbiehmer ei de Hand.

„Woas sull denn doas?“ froat se, und se soahg doas Geld, und se soahg mich oan. Do rofft ich meine Kroft zusomma und plotzte raus: „Doas hott Ihr mer zu viel wiedergegan!“

„Ich?“ froat se verwundert. „Bei mir woarschte doch zürschte. Doas warn der wull de andern zu viel gegan hoan!“

„Nee, ock blufzig Ihr!“ stieß ich raus, und doas mußte wull asu bestimmt klinga, doß se mer gleehte. Se soahg mer eega eis Gesichte und doas woar, als tät mich ihr Blick bis ei's Eiwendige der Seele nei trassa.

„Nu Madel, woas is is denn bluf mit Dir?“ fing se oan. „Du bist ju ganz rut und aschoffiert. Warum bringste denn das Geld jitze erscht? Du woarscht doch schunt uf heemzu!“

Ich stuterte, doß mersch underwägens erscht richtig egekumma wär. Do wulld se nu wissa, wie's gewast is, doß se und se hätt mer zu viel wiedergegan. Und doa hoa ich olles, su gutt, wie ich's ei der Ufrägung fertig bruchte, derzahl. Nu streehelte mir de Sillertin de Wanga, wischte mer de runderkullernda Truppa ab und soate freindlich wie ane gude Mutter: „Ollerliebstes Madel, flenn ock nich, flenn ock nich! Du bist a gudes Kind; Du hust a reenes Gewissa und an guda Engel; 's woar ock gutt, doß dersch bei zeita egekumma ihs!“ Se toat de beeda Fümfbiehmer ei a Geldkasser, noahm a ander Geldstückla raus und drückt mersch ei de Hand: „Sieh, Madel, doas war ich der schenka! Doas sull a Gewissensgröschla fer Dich sein. Häb dersch uf zum Oangedenka, und denke immer oan die Stunde!“

Was Marie Klerlein an durchdringender Leuchtkraft und Einmaligkeit des Ausdrucks fehlte, ersetzte sie mit meisterlichem Können durch die Innigkeit eines überaus feinsinnigen Einfühlungsvermögens, das ihr gestattete, das seelische Erlebnis einfachster Menschen zum Gegenstand ihrer liebevollen Dichterkraft zu machen. Unter den gütigen Händen dieser Dichterin wuchsen die schlichten Erlebnisse kaum beachteter Menschen in die Bezirke wirklicher Menschheitsdichtung empor. Überrascht finden wir dann das Brüderliche gemeinsamer Nöte, gemeinsamer Glückseligkeiten, durchleuchtet von immer versöhnendem Humor. Man denke bei dem Worte „Humor“ nicht etwa an die albern oder gar ätzenden Witzprodukte mehr oder minder prominenter Felsenmacher. Wir meinen den Humor in des Wortes edelster Bedeutung. Humor als versöhnendes Element im immerwährenden Kampfe menschlicher Schwächen. Humor als begütigende Gnade menschlichen Leides. Humor als lebenspendende Kraft. Humor als aufrichtende Wegzebrung auf den schweren Wanderwegen des Lebens. Dieser Humor also ist das bewegende Element

in den Dichtungen Marie Klerleins. Nur abgefäimte, blaßierte Schurken können unberührt bleiben, wenn Marie Klerlein von „De geweckta Geister“ erzählt:

Wie se su awing hien und har geredt hotta, soate dar Herr Paster: „Sie fielen mir heut auf, liebe Frau, weil Sie während der Predigt so bitterlich weinten. Ich komme, nach der Ursache Ihres Leides zu sehen, und möchte wissen, was Ihnen bei meinen Worten so sehr ans Herz gegangen ist. Haben Sie Kummer? Sind Sie in Not? Ist eines Ihrer Lieben gestorben, oder haben Sie ein anderes Seelenleid?“ Doo nickte die Ruhnertin miet'm Ruppe, und wie se a Paster oansoahg, stoand ihr schund wieder 's Wosser ei a Ooga. Se kunnede ver flenna kaum sprecha, wie se soate: „Ju, ju, Herr Paster, se hoans getruffa, 's is mer woas Liebes gesturba: Meine Ziege, meene gude Ziege is mer oam Freitiche eigeganga. Se hotte zu Ustern gezickelt. Dreie hott se gehoat, und se goab olle Tage drei Litter Milch.“ Und nu derzahlte de Ruhnertin lang und breet, woas de wull schuld sein muchte, doß se frieh tut eim Stulle loag. „Aber beste Frau Ruhnert“, soate dar Herr Paster, „so bedauerlich es ist, daß Ihnen die gute Milchziege eingegangen ist, ist das Unglück doch nicht so groß, daß Sie so heftig in der Kirche weinten. Welche Stelle in meinen Ausführungen hatte Sie so erschüttert und in Aufruhr gebracht?“

„Nu je, Herr Paster, ane Stelle woarsch eenglich goar nich. Ich hotte bluß immerzu de Ziege ver Ooga und mußte oan se denka.“

„Wieso denn gerade in der Predigt? Das ist mir unerklärlich.“

„Ich täts Ihn ju soan, aber ma wees nich, wie Sie's uffossa, verlechta täta Se's ibel nahma; ich mechts wull lieber nich soan.“

„Aber Frau Ruhnert, wir Geistlichen sind doch wahrlich nicht dazu da, übelzunehmen, sondern zu trösten und zu helfen. Damit Sie sehen, wie gut ich's mit Ihnen meine, will ich Ihnen auch einen Beitrag zum Kauf einer neuen Ziege geben.“

De Ruhnertin toat noch awing druckern, dernooch entschluß se siech, dam Herrn Paster de Uffklärung zu gan, und se soate: „De Ziege woar siehr a gescheutes Viech. Se derkannte miech schund oam Gange. Wenn ich oans Gotter troat, staltte se siech uff die Hingerbeene und koam miet'm Ruppe ei de Sieh, und se soahg mie an, as täte se miet mer reda wulln. Se hielt ooch ganz stille, wenn ich se oam Bartla zug und hinger a Uhren kraute. Nee, 's woar zu a liebes Viech. Sahn Se, Herr Paster, wie Se su uff dar Kanzel stoanda, und wie Se moanchesmoal an Schriet zericka troata und dann wieder avier, und wie Se miet 'm Ruppe tiefer ginga und wider huch koama, doo soahga Se dar Ziege urntlich ahnlich. Ich kunnt mer nich halfen, ich hott se immer furt vier Ooga, ich mußte immerzu oan se denka und flenna.“

Verpucht, fuhr doas dam Paster ei de Krune! 's woar ihm groade, as wenn a ganz unverhufft an kalda Umschlag im a Leib gekriegt hätte. Merke durft as nich loan, wie 'm zumutte woar. A toat siech uff de Lippa beeha und hilt sich toapper. A toat awing lacha, klupppte de Ruhnertin uff die Aksel, zug's Purtmunnee raus, goab ir zahn Moark und winscht'r viel

Glicke zum Eikeef anner neua Ziege. De Ruhnertin toat siech schilliche Moal bedanka, und se goab im 's Seleete bis naus uff a Weg.

Seem kunnde dar Paster miet dar grußa, goarschticha Verfoahrung und miet dam stilla Arger, doß a anner Ziege ahnlich soahg, nich giehn. 's woar ihm zumutte, as wenn 'm woas Wieses durch Harze gefoahren wär. A mußte siech awing austrenna, und a rannte iber de Wiesawäge ei a Pusch. Durt rief a an Zweig vu ar Fichte ob und schlug dermiete hien und har, as wullt a de tumma Gedanka und de Argerhoastigkeet verscheecha, und a lachte, lachte, woas a lacha kunnde. A poar Steene woarn 'm aus dar Krune gefoalln, aber a toats derkenna, doß se bluß vu Sloas woarn. — —

Das ist die Kunst Marie Klerleins, die ihren sonnenhellen Humor in ihren zahllosen Erzählungen und Gedichten verströmte. Wer das Beglückende dieses urrechten Humors erleben will, greife zu dem prächtigen Büchlein „Gefährten“ und später zu ihrem Roman „Heimat“, der ursprünglich unter dem Titel „Im Tal der Jugend“ erschien. In diesem Buche ist der Humor Marie Klerleins zur edlen Lebensweisheit geworden. Schwer und bedrückend ist das Leid dieses Buches, aber klar und rein ist der Akkord der Erlösung aus allem Erdenleid:

„Das war wieder ein Glänzen da droben — ein wundervolles, jubeltrunkenes Sternenglänzen! In reiner Klarheit prangte die von Urbeginn herstammende Flammenschrift an der dunklen Weltenkuppel, und jeder, der solche Schrift zu lesen weiß, konnte lesen: ‚Blickt herauf, ihr Menschlein, in diese Unendlichkeiten, in diese Ewigkeiten, und ihr werdet wissen, daß euer Leid und eure Angste so nichtig und flüchtig sind, wie ein Rauchwölkchen, das im Äther steigt!‘“

Die Dichterin Marie Klerlein ist von uns gegangen. In jene sternenglänzende Ewigkeiten. Ihr Werk aber ist bei uns in treuen Händen. Marie Klerlein war Schlesierin aus tiefstem Herzen. Der Ausklang ihres Buches „Gefährten“ sei auch der Ausklang dieses ehrfürchtigen Nachrufes:

Und hoa ich vum Schicksal ooch Reichtümer nich,
Nich guldene Schätze gelust,
Ich hoa duch de schienste Heemte dar Welt,
Oh Heemte, mei Glicke, mei Trust!

Wanderspruch

Du weißt nicht, was du warst und bist, noch was du wirst,
weißst von Geburt zu Grab nur, daß du wandelnd irrst,
dein wahres Wesen siehst du nur wie Morgenrot
jeweils im Traume blühn und leuchten erst im Tod.

Hans Buchhold.

Schlesische Frauendichtung der Gegenwart

Von Friede Geweke

Der neue Staat hat die Berufsgruppen seines Landes zum Segen der zu leistenden Arbeit und zur Pflege des Gemeinschaftsgedankens in Fachorganisationen zusammengefaßt. Er hat auch die schöpferischen Kräfte seines Volkes aus ihrer teilweisen Isolierung heraus — und einander zugeführt. Der Reichsverband Deutscher Schriftsteller wurde zum Sammelbecken der Geistesarbeiter: der Schriftsteller und Dichter, die als die Stillen im Lande schon immer gerne ein wenig abseits, vereinzelt, für sich allein lebten.

Innerhalb dieser Organisation entstanden die regionalen Frauengruppen, deren Aufgabe es ist, die schreibende Frau aus ihrer doppelten Vereinsamung zu lösen. Aus der Vereinsamung der geistig Schaffenden: als Mensch und aus der Vereinsamung als Frau. Die so lärmvoll propagierten Probleme der Frauenbewegung sind gewesen. Die neue, moderne Frau fühlt sich nicht unfrei, weil sie frei ist. Aber das wirklich Frauliche wird nicht öffentlich, bleibt vielleicht immer privat. So bedurfte es einen besonderen Anreizes, die schreibende Frau zum Wohle der Gemeinsamkeit aus dem Bau zu locken.

Die Zusammenfassung durch Frauengruppen im RDS. versprach Anregungen, wertvollen Gedankenaustausch, Anknüpfen neuer Beziehungen, Reibungen und kollegialen Wettstreit. Nicht, daß nun sofort eine Welle ungewöhnlicher Leistungen über unsere Heimat hereinbräche, die die Schranken des Geschlechts überflutete! Die schlesische Frauendichtung der Gegenwart ist eine bodenständige, fest verwurzelte und behauptet sich mutig und voll Kameradschaft im schlesischen Schrifttum. Ein ganz großes, universales und erfolgreiches Talent hervorzubringen oder in zielstrebigem Arbeit zu entwickeln, bleibt unsere Hoffnung an die Zukunft.

Jassy Torrund

geb. 20. September 1860 in Preetz, Schleswig-Holstein.
Lebt als Schriftstellerin in Breslau 1, Sternstraße 48/50.

Jassy Torrund, die fast Vierundsiebzigjährige, blickt auf ein arbeits- und erfolgreiches Schaffen zurück. Über 150 Erzählungen und Novellen wurden in etwa 30 Büchern zu mindestens 100 000 Exemplaren in ganz Deutschland, Österreich und der Schweiz verbreitet. Schwere persönliche Erlebnisse unterbrachen für längere Zeit ihre Arbeit, an die sie nun wieder mit der erstaunlichen Kraft und aller Weisheit und Reife ihrer Jahre herangeht. Würdig und voll Güte wie der Mensch, strahlen ihre Erzählungen Reichtum großen Verstehens und reiner Menschlichkeit aus und unerschütterlichen Glauben an Deutschlands Zukunft.

Aus: *V a r g o* (Gdr. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck.)

Da brachte sie einmal ihre Geige mit. In langen, schlaflosen Stunden war ihr über Nacht der Gedanke gekommen: ob nicht die frühesten Eindrücke seines Lebens vielleicht imstande wären, die Ketten zu zerbrechen, die sein armes

Gehirn in Bänden schlügen. Im frühen Dämmern des Dezemberabends, als draußen vor den Fenstern lautlos die weißen Flocken niedersanken, hub sie an zu spielen. Ganz zart und leise — und hatte die Saiten mit dem Sordino gedämpft — kleine, liebe Schumannlieder.

Bei den ersten Tönen kam ein schwacher Laut des Staunens, eine Bewegung, wie wenn der Kranke sich aufrichten wollte. Doch gleich lag er wieder still wie zuvor in den Rissen. Von draußen kam der Widerschein des Laternenlichts. Da lag Luz Rhenius mit weit offenen Augen, deren Ausdruck sie nicht wahrnehmen konnte. Sein Atem ging unruhig — und plötzlich warf er sich im Bett herum, stöhnte auf, die stammelnden Lippen suchten ein Wort zu formen. Inge hielt den Atem an. Sie fühlte: ein störender Laut jetzt, ein Schritt vor der Tür, ein fremder Mensch, der hereinträte — und das Spinnwebfeine Fädchen, das sich mühte, von einer verlorenen Insel der Trostlosigkeit ins warme, lebendige Menschenleben herüber zu greifen, würde zerflattern, zerreißen. Ihre Seele zitterte.

Doch alles blieb still. Von fern her kam der Klang der Kirchenglocken, die Schallwellen klopften ans Fenster, begehrten Einlaß, kamen zu der abgeschiedenen Seele. — Da zuckte ein Erinnern in Inge Brandis auf, an einen Adventabend . . .

Weich und leise sank der erste Schnee. Sie kam aus der Stadt, beide Hände voll Weihnachtseinkäufe. Als sie an der Lorenzkirche vorüberging, deren wuchtige dunkle Umrisse inmitten des verschneiten Kirchplatzes gegen den mattgrauen Schneehimmel ragten, kam ein feines Klingen durch die Luft geschwommen. Sie drückte auf die Klinke des kleinen Seitenportals, fand es unverschlossen und schlüpfte hinein. Oben auf der Orgelempore ein winziges, flackerndes Licht. Hans Jacob Rhenius spielte ein Lied, sein Lieblingslied: das Largo von Händel. Nur sie und er allein im unendlichen Raum, und um sie her ein Singen und Klingen wie Chöre seliger Geister.

Und wie sie jetzt dies alles in der Erinnerung durchlebte, hatte sie, fast ohne es zu wollen, schon den Bogen angelegt. Ein zitternder Akkord — dann sang die kleine, braune Geige — und sang, wie sie nie zuvor gesungen, unter Inge Brandis Fingern. Auch da nicht, wie noch die Hand von Inge Prinz den Bogen geführt. Während sie spielte, vergaß sie sich selbst, vergaß alles um sich her. Nur die Sehnsucht der kinderlosen Mutter ging voll heißen Erbarmens suchend durch die Dunkelheit, und jeder Ton und Geigenstrich winkte wie mit weichen Händen hinüber zu der nachtumfangenen Seele.

Da — ein Laut und plötzlich ein Aufweinen, ein Stammeln: „Va—ter, Vater, Vater . . .!“

Es bebten die Saiten, der Bogen zitterte in Inges Hand. Sie spielte und spielte . . . spielte mit ihrer ganzen Seele, mit tiefster Hingabe. Spielte wie nur ein Künstler oder — eine Mutter spielen kann, wenn es um das Leben ihres Kindes geht. Und es war, als wandelten sich unter ihren Händen die Violinklänge zu einem mächtigen und immer mächtiger erbrausenden Orgelspiel. Da sang die vox coelestis so süß, so überirdisch, als streichelten Mutterhände ein weinendes Kind.

Unter diesen Klängen schlummerte Luz Rhenius einem neuen Leben entgegen.

Marie Oberdieck

geb. 7. Dezember 1867 in Breslau, lebt seit 1929 im
Schlesf. Lehrerinnenstift in Breslau 18, Hohenzollern-
straße 110.

In Marie Oberdieck sieht der Schlesier die mundartliche Dichterin, die Autorin von „Balsamindel“ und „Summer- und Winterfaat“ (beide im Verlag Eduard Trewendt, Breslau, erschienen, ebenso wie die hochdeutschen Gedichte „Sonnenwende“). Ihr tiefer Humor, der ein lachendes und ein weinendes Auge hat, verschönt die Alltäglichkeiten des einfachen, ländlichen Menschen, dem ihr Herz und das Verständnis für seine Sprache gehört, für sein Volkstum und -brauch. Der Verlag Heege, Schweidnitz, brachte den Band „Tußt de mitte?“ und den Einakter „Schlesische Spinnstube“ heraus. Im Herbst 1932 erschien im Selbstverlag das hochdeutsche Bändchen „Novellen aus Rudowa und Verse“. Wir entnehmen aus „Tußt de mitte?“

A Kinderstrümpel

A Kinderstrümpel, wetter nischt.
Und doch, woas sitt ma oalles mit,
wenn man asu a Strümpel sitt!
Raum hot ma su a Ding derwischet,
do sitt ma schunt an Fuß derzu,
a Bendel wächst droan ruf im Au,
und ehb ma sich's noch hot geducht,
stieht schunt a ganzer Wuschber do
mit blanken Sucken, ganz verknucht
und so am süßen Guschel oo.
Und wie a dostieht, wie a lacht!
Su recht zum Knudeln glei gemacht.
Und jitze rufft a: „Boater, kumm!“
Dar dräht sich uf der Stelle rum;
doch ehb a kimmt azu gerennt,
plauk, ligt mei Junge do und flennt.
Und jitze rufft der Boater glei:
„Ach, Mutter, kumm ock amol reil
Der Junge flennt! Ei sitte Sachen,
da koan ich eemoal nischt nich machen!“
Und — husch — a schmuckes Weibel kimmt,
doas uf a Oarm a Junge nimmt,
'm schnell a frisches Liedel singt,
bis a die Trändel nunderzwingt,
und doas veel Guschlerle derno
'm Junge ufdrückt, wie se froh
die Stube nuf und nunder gieht.
Der Boater denkt, wie a doas sitt:
Do tuuste selber gerne mit!“
Und wie se amoal stille stieht,



Jassy Torrud



Maria Anders



Marie Oberdieck -

Gertrud Kurowski

Anny Mayer-Knoop



glei hot se oo an Rufz derwischt — —
U Rinderstrümpel, wetter nischtl!
Und doch, woas sitt ma oalles mit,
wenn man asu a Strümpel sitt!

Gertrud Kurowski

geb. 1886 in Breslau, verheiratet, lebt in Breslau,
Hohenzollernstraße 16.

Gertrud Kurowski veröffentlichte mit 18 Jahren ihr erstes Buch, von dem J. St. Paul Barsch schrieb, es spräche ein starkes Talent daraus, nur die seelische Reife fehlte der Verfasserin noch. Sie selber hat nur den Wunsch, daß ewiges Schweigen dieses Buch bedecken möge und schreibt: „Meine eigentliche Schriftstellerseele erwachte erst im Jahre 1919 in Posen, als ich dort schon 6 Jahre lang lebte, Posen bereits in polnischem Besitz und von jedem Verkehr mit Deutschland abgeschlossen war.“ Gertrud Kurowski ist den Lesern der schlesischen Tagespresse keine Unbekannte. Ihre historischen Heimatromane, die auch in Buchausgabe erschienen, sind die Besonderheit ihrer Begabung. Sie berichtet selber:

Ich bin Breslauerin und Schlesierin nicht nur durch zufällige Geburt, sondern auch durch das Erbe, das ich von beiden Eltern im Blute trage. Darum hat mich auch mein Drang, zu gestalten, bald auf die Geschichte meiner schlesischen Heimat gewiesen, und zwar verband sich in mir immer der Wunsch, mit der Geschichte Breslaus auch jedesmal eine besondere Schönheit der schlesischen Landschaft und die damit verknüpfte Geschichte zu schildern. Mein erster Roman aus der schlesischen Geschichte „Die Ritter vom Seiersberg“ versucht die romantische Schönheit von Zobten und Seiersberg festzuhalten, mein Roman „Heinz Dompnig“ zeigt den Blick vom Rynast auf die weite Schönheit des Riesengebirges. Mehr noch aber konnte ich den Zauber, den die schlesische Geschichte wie die schlesische Landschaft auf mich ausüben, im Roman „Der Edelknabe von Andechs“ versuchen zu gestalten. Er schildert Schlesien zur Zeit Herzog Heinrich I. und seiner Gemahlin, der hl. Hedwig, die eine Herzogstochter von der bayrischen Burg Andechs und durch ihren Vater und ihre Brüder dem kaiserlichen Geschlecht der Hohenstaufen nahe verbunden war. Herzog Heinrich berief deutsche Siedler in sein Land, um an Stelle der Wildnis deutsche Kultur zu setzen und das Land in friedlicher Weise dem Deutschtum zu gewinnen. Die Geschicke des Herzogspaares waren so romantisch und vielseitig, daß der Schriftsteller, der sie schildern will, nur die Blätter und Blüten, die ihm die Geschichte bietet, sorgfältig entgegen zu nehmen und zum Kranze zu ordnen braucht, um eine Dichtung zu erhalten, die in ihrer Wahrheit erschütternder ist als jedes menschliche Phantasiwerk. Freilich ist der Kranz so weit geschlungen, daß ich mich nicht, wie in den anderen Romanen, nur auf schlesischen Boden beschränken konnte. Ich muß den Leser weit über Schlesiens Grenzen hinausführen auf die Stammburg der Hohenstaufen in Schwaben, auf die bischöfliche Burg in Bamberg, wo der jüngste Sohn Barbarossas einem Mörder zum Opfer fiel, an die Donau bei Regensburg, wo dieser Mörder von seinem verdienten Schicksal ereilt wurde,

und schließlich über Deutschlands Grenzen hinaus an den ungarischen Königshof, wo die Schwester der Herzogin unter der Königs- eine Dornenkrone trug. Aber immer bleibt Schlesiens der Magnet, der überall hin seine Kraft ausstrahlt. Der „Edelknabe von Andechs“ bietet mir nicht wie die vor- genannten und der Roman „Die immer offene Tür“ Gelegenheit, den Leser auf den steinernen Spuren Breslaus durch die Vergangenheit zu führen, denn er spielt ja noch vor der Mongolenschlacht. Dafür aber spielt er zum großen Teil auf der Sommerresidenz des Herzogspaares, der Burg Lehnhaus am Bober. Die uralten Grundmauern dieser Burg sind heute noch erhalten. Diese Burgruine mit ihrer ehrwürdigen Geschichte ist es ebenso wert wie die Ruinen am Rhein und in Schwaben, andächtige Besucher anzulocken. Daß in einem Roman, dessen Mittelpunkt die hl. Hedwig ist, auch Trebnitz eine Rolle spielt, brauche ich wohl nicht erst zu erwähnen. Er behandelt die Zeit, in der sich in Schlesiens die Geister schieden und der deutsche Geist für immer die Oberhand gewann. — Ich habe die Buchausgabe meines Romans „Heinz Dompnig“ meiner Vaterstadt Breslau gewidmet, die des Romans „Die Ritter von Seiersberg“ meiner schlesischen Heimat. „Der Edelknabe von Andechs“ trägt auf der ersten Buchseite den Namen eines bekannten Breslauer Arztes.

Anny Mayer-Knoop

lebt als Lehrersfrau in Rudolfswaldau in der Eule. „Eine Dichterin des Eulengaus“ nennt „Der Wanderer im Eulengebirge“ Anny Mayer-Knoop, die sich erst vor wenigen Jahren unter die Schriftsteller begab. Ihre volkstümliche Art zu schreiben hat ihr die Herzen der Gebirgler erobert, der Humor und die Verbheit, die, wie sie glaubt, Mitgift aus den Jahren des Krieges sind, den Anny Mayer-Knoop als Krankenschwester mitmachte. Ihre Prosa und Lyrik sind in den Blättern der Heimat zu finden. Wir geben auszugsweise einige Verse:

Frühling im Euledörfel

Mühsam buckelt sich die Straße
um die hügelgrünen Fluchten,
daß die Häuslein brockenweise
unter hartgestirnten Buchten
ihre steilen Schindeldächer
schüchtern in die Enge ducken
und mit rauchgeschwärzten Essen
in die weiten Täler gucken . . .

und ein unveröffentlichtes Gedicht:

Karsfreitag

Des Kreuzes Schmerzgefüge
formt sich in Künstlerhand zu frommer Lüge.
O wenn die Wahrheit ihr den Meißel führte,
auf der Palette all die Farben rührtel

Ein Wirrsal von blutunterlaufenen Phasen,
 von Schwielen und Blasen
 schrie schallend am Marterleibe des Herrn.
 Auf striemigen Staffeln
 wie von eisengezahnten Raffeln
 verblutet der Kräfte blühender Kern.
 Hier feiert die Roheit den letzten Triumph!
 Stumpf
 kreisen die Augen in zuckenden Lidern,
 handlange Dornen am Haupte verbrüdern
 ihre Gewinde in strömender Haut.
 Klagelaut
 irrt um die todesgezeichneten Rippen.
 Drosselnde Schnürung von hanfenen Strippen
 zieht ihre Furchen um jedes Gelenk.
 Foltergeschenk
 sind die drei Nägel mit schartigen Ranten.
 O wie sie brannten,
 rissen und spannten,
 o wie sie zwangen
 mit gähnenden Zangen
 alles Geblüt an den klaffenden Spalt.
 Blau und kalt
 spreizen die Finger sich — längst schon gestorben.
 Umworben
 von grausigen Nöten hängt
 Christus am Kreuz.
 Alle Form ist verrenkt,
 weit überdehnt.
 Er stöhnt
 mit brüchiger Zunge um einen Trunk;
 letzte Erniedrigung
 in furchtbarer Herzensverlassenheit,
 bereit,
 das zergerißelt-bespiene, blutleere Leben
 dem himmlischen Vater als Opfer zu geben.

 Sehet, welch ein Mensch!

Maria Anders-Schweidnitz

lebt als Lehrerin in Gottesberg i. Schles.

Maria Anders ist eine junge nach Beachtung ringende Begabung, der auch die Kunst des Scherenschnitts vertraut ist. Ihre Arbeiten, von sehr fein-

geschliffener und harmonischer Sprache, durchzieht ein Strom müder Ent-
sagung und stillen Verzichts. Das schlesische Schrifttum hofft, daß im Inter-
esse des Talents diese Resignation einem positiven Lebensgefühl weichen möge.

Der unfruchtbare Baum

Der unfruchtbare Baum ruft dem Gärtner:

Herr — hau mich um!
Ich trage keine Frucht in meinen Zweigen,
die leer und leicht im Erntewinde wiegen,
als tanzten sie — — —
Und ist doch lauter Weh ihr wirres Neigen!

Herr — fälle mich!
Ich bin ein Ärgernis den Früchteschweren,
die stolz mit goldnen Gaben deiner warten,
Gesegnete,
dir ihres Reichthums Fülle zu bescheren.

Herr — töte mich!
Ich kann in deinem reiferfüllten Garten,
ein Ausgestoßener, nicht fürder leben — —
Ich Unkraut nun,
dem nie sich höchste Wunder offenbarten.

Herr — hau mich um!
Schenk mir Erlösung in des Sterbens Süßel
Vielleicht, daß dann mein Holz ein Feuer nähre
zu heißer Glut — — —
daß ich im Tod schuldlose Schuld verbüßel

Spätsommer

Die Erntefuhren wiegen letzte Last
verstaubter Raine dürrem Grün entlang,
wo Wegewarten wie Verbannte stehen.
Und durch die frühe Dämmerkühe gehen
schlafnahe Rinder übern Heimathang
mit ihrer Drachen Sehnsuchtspiel zur Raft.

Schon ziehen lautlos Nebel ihre feuchten
Traumschleier über Sonnenmüdes Land.
Stern taucht zu Sterne aus des Himmels Weiten,
die sacht in dunkelsamtne Bläue gleiten — — —
— — — Im Frühlicht steht der Herbst am Waldesrand,
und seine stillen goldnen Augen leuchten.

Unsere germanische Religiosität

Von Dr. Ernst Boehlich

In diesen Zeiten religiöser Unruhe ist die Sehnsucht manches deutschen Menschen in jene Vergangenheit zurückgewandert, aus der das Erbe der Ahnen wie ein zu Unrecht vergessener und dennoch unverlierbarer Hort entgegenglänzt. In den Streit der Meinungen einzugreifen, ist nicht unsere Absicht; es scheint uns aber, als ob es unbeschadet aller praktischen Stellungnahme für jeden, der sich um diese Fragen bemüht, gut sein müßte, zunächst Klarheit über das zu gewinnen, was er sucht.

Wo von germanischer Religion die Rede ist, tauchen sofort eine große Reihe deutlicher Vorstellungen auf: da ist Donar, der zornige Bekämpfer aller Unholde, da ist Wodan, den die nordischen Stämme Odin nannten, Herr der Heerscharen, Herr des Geistes, Herr der Geheimnisse . . . Balder war da, der Gestorbene und Wiederkehrende, da war die schöne Himmelskönigin und manch andere Gestalt, auf der bald der Abglanz sanfter Märchen, bald der Widerschein dämonischer Macht, bald das Licht überirdischer Hoheit ruht. Dieser ganze Götterhimmel, an dem tausend bunte Mären und Mythen hängen, hat gewiß einen starken Reiz; aber ist er es auch, der den Glauben der Germanen bedingte, ist er es, der sein Leben beherrschte, ist er es, der die „Religion“ unserer Ahnen erfüllte?

Sicher nicht! In seiner Gesamtheit hat dieser Götterstaat nie bestanden. Zeitliche und räumliche Verschiedenheiten erscheinen hier ausgeglichen, die in Wahrheit nie versöhnt gewesen sind. Der Odin der Nordgermanen war ein anderer als der Wodan deutscher Stämme, der Balder des 10. Jahrhunderts hat sehr andere Züge getragen als der, den der nordische Bauer ein Jahrtausend früher oder den der Festlandgermane kannte. Und der Wodanglaube war ein anderer als der Donarglaube, der wieder beträchtliche Abweichungen gegenüber dem Freyrglauben schwedischer Völkerschaften aufwies. Hier treten uns nicht nur Verschiedenheiten, sondern geradezu unüberwindliche Gegensätze entgegen, und dennoch war das alles, alles germanisch, germanisch freilich nur in dem Sinne, daß es irgendwann und -wo einmal in der Welt unserer Vorfahren Geltung gehabt hat, nicht derart, daß es allen Stämmen gemeinsam oder gar ihnen allein eigentümlich, von ihnen geschaffen worden wäre; denn sehr vieles von dem, was wir germanische Mythologie nennen, ist aus der Fremde übernommen. In dieser vielgestaltigen Fabelwelt werden wir vergebens nach dem Suchen, was das „Eigentliche“, den innersten Kern germanischen Glauben ausgemacht hat. Nicht der Erscheinung möchten wir nachgehen, die in ewigem Wechsel begriffen ist, sondern das Wesen der Sache erfassen. Wo liegt es?

Religion ist Bindung an Überindividuelles, an etwas, das über dem einzelnen Menschen steht, eine Macht, der von dem Erdensohne etwas Sonderartiges, Unbegreifliches, nur in tausend Schauern zu Erfahrendes beigemessen wird, eine magische Dinghaftigkeit, wie man sie mit dem Begriffe des Heiligen nur

unvollkommen umschreiben kann. Religiosität* ist dementsprechend die transzendental gewandte Erlebnisfähigkeit, die Einstellung des Menschen auf dieses Andere, auf die Macht, die ihm in jeder Beziehung überlegen ist. Dies Übermenschliche, Überirdische kann sich sehr verschieden offenbaren. Götter, Dämonen, Geister und Geistchen können erstehen, und in all diesen Gestalten wird sich das Machtvolle in wechselnder Stärke und mit verschiedenen Eigenschaften zeigen. Demgemäß muß sich auch der Mensch diesen Einzelwesen gegenüber jeweils anders verhalten.

Es kommt offenbar mehr darauf an, welche Fähigkeiten, welches Vermögen, welche Neigungen, welcher Wille diesen göttlichen oder dämonischen Gestalten, zugeschrieben wird. Je höher und umfassender eine Gottheit gedacht wird, desto tiefer und voller kann natürlich, desto edler die Religiosität des anbetenden Menschen oder Volkes werden. Aber — und das ist ein sehr wichtiger Punkt — eines hängt nicht notwendig von dem andern ab. Ein Volk kann einen durchaus reinen Gottesgedanken haben und kann dennoch religiös auffallend flach sein.

Darum kann es uns nicht genügen, nur nach der Erscheinung, nach dem Wesen der einzelnen Gottheiten zu fragen. Gewiß sind sie uns nicht gleichgültig. Immer wird uns die Bindung an einen Odin als erhabener erscheinen müssen als die Beugung unter einen der schauerlich bizarren, ungestalten Gottheiten etwa, denen die amerikanischen Kulturvölker anhängen, oder die Anbetung eines Moloch mit seiner zerstörenden Grausamkeit. Aber alle Bejahung kann uns hier doch nicht darüber täuschen, daß selbst die kongenialste Erfassung der Göttergestalt nicht auf den Grund des Problems führt. So tief uns ein Mythos erschüttern kann, so erhaben und schön uns das Bild einer Gottheit bedünken mag; es sind doch andere Bezugnahmen des Menschen, die uns das Wesen seiner Religiosität deutlicher offenbaren. Was wir wissen müssen, ist das, wie der Mensch sich an seinen Gott bindet, welche Gefühlstöne angeschlagen, welche Tiefen des Herzens berührt werden. In der weiten Skala von aufrechtem Vertrauen in den gerechten Walter zu wehrloser Zerknirschung unter den Feueratem des Unbegreiflichen, von matter Pauheit bis zu leidenschaftlicher Inbrunst, welche Saiten schwingen? Und nicht minder ist es wichtig, neben der Tiefe den Umfang der Bindung an das Jenseitige zu überblicken. Zwei Punkte erscheinen da von ausnehmender Wichtigkeit. Wesentlicher Ausfluß der Religiosität eines Volkes ist stets seine Sittlichkeit gewesen. Das Tun und Handeln des Menschen ist normalerweise durch die Art seiner Bindung an das Jenseitige bedingt, stellt sich als Forderung einer überlegenen Macht dar, die anerkannt und erfüllt wird. Zum andern genießt das, was der Mensch erfährt, erlebt, das Gute und Böse, was ihm begegnet, besondere Wertung. Gelingen oder Mißlingen ist oder erscheint nicht von ihm abhängig noch auch immer von den sichtbaren Gegenspielern. Die Kräfte des einen oder andern stellen sich nicht als seine eigensten Fähigkeiten, als Besitz, den er sich selbst durch sein Verdienst erworben, dar. Warum der eine stark, der andere schwach ist, dieser klug und jener töricht, wird zum Gegenstande erschütternder Bewunderung.

Wir hätten also zu fragen, wie der Mensch zu seinen Göttern stand. Wir müßten das Pathos germanischer Religiosität bestimmen, wir müßten forschen, ob die Germanen ihre Götter als Urheber ihres Sittengesetzes ansahen, ob sie ihnen als Urquell aller Gaben erschienen, ob als Herren über das Schicksal. Wenn aber nicht, wie und in welcher Weise war diese tief bedeutende Vorstellungswelt an das große Jenseitige geknüpft, oder war das überhaupt nicht der Fall?

Das Gebet ist es, in dem sich die Art der Hingabe des Menschen an den Gott, die Macht und Festigkeit der Bindung am deutlichsten zeigt. Wenn wir wüßten, wie und was der Germane gebetet hat, so würde das unsere Einsicht recht erhellen; aber leider sind wir da in schlimmer Lage. Wir wissen gerade in dieser Beziehung so gut wie nichts. Nur ein einziges Gebet ist uns überliefert. Die Edda enthält es, Brünhilde (Sigrdrifa), die Walküre, spricht es, als Siegfrid sie aus ihrem Zauberschlaf erweckt hat. In seiner zweiten Strophe scheint es allgemeingültig zu sein:

Heil euch Aßen! Euch Aßinnen Heil!

Heil dir, fruchtbare Flur!

Weisheit verleiht uns und weise Rede

Und den Händen heilende Kraft!

Das ist würdig und feierlich; aber es lehrt uns nicht viel. So könnte, wenn wir von dem Glauben absehen, daß den Händen der Mächtigen Heilkraft entströme, in allen Zungen, zu allen Göttern gefleht werden, und selbst diesen Glauben dürfen wir nicht als eigentümlich oder gar nur germanisch ansprechen.

Fragen wir aber weiter, unter welchen Formen der Germane seinen Göttern gedient hat, so zeigt uns schon ein flüchtiger Überblick, daß da erstaunliche Widersprüche obwalten. Wir kennen Fälle, in denen den Göttern eine wunderliche Unterwürfigkeit beigeigt wurde, die mit anderm Verhalten unvereinbar erscheint. Hakon, der berühmteste Jarl der Halsegger, der gegen Ende des 10. Jahrhunderts ganz Norwegen beherrschte, widmete seiner Göttin Thorgerd einen geradezu fanatischen Dienst. Nicht nur, daß er ihr prächtige Tempel baute und Statuen setzte, er warf sich, wenn er ihr nahte, in den Staub und lag vor ihr auf dem Boden. Vielleicht darf man auf diesen Fall nicht zuviel geben; es mag hier ziemlich junger Fremdeinfluß vorliegen; aber es stellt sich dem doch Ähnliches zur Seite. Tacitus berichtet von dem Fesselhain, der im Gebiete des Suebischen Hauptvolkes, der Semnonen, lag. Man wagte ihn nur gebunden zu betreten, und wer in ihm etwa zu Fall kam, durfte sich nicht erheben, sondern mußte sich auf der Erde liegend hinauswälzen. So nahte sich 1000 Jahre vor dem Norweger Hakon der freie Suebe im Herzen Germaniens seinem Gotte zu. Natürlich ist es nicht ausgeschlossen, daß auch hier irgendein ausländischer Einfluß mitspricht; aber es besagt genug, wenn eine solche Sitte überhaupt Eingang finden kann. Es ist nicht zu leugnen, daß Menschenopfer beim Germanen vorkommen, ja, wenigstens in der Spätzeit, erschreckendes Ausmaß annahmen; auch zu allerhand argem Zauber wurde der Gott, wir können kaum anders sagen, mißbraucht.

Andererseits vermögen wir vielfach Züge zu erkennen, die auf ein hohes Maß geistiger Freiheit schließen lassen, in der die Germanen den Göttern gegenüberstanden, auf Selbständigkeit, ja Selbstherrlichkeit. Woher diese anscheinenden Unverträglichkeiten, diese auffallenden Gegensätze stammen, wie sie zu erklären sind, kann uns hier nicht weiter beschäftigen; genug, sie sind da, genug, daß wir erkennen, wie sich gerade aus der häufig hervortretenden Unabhängigkeit des Verhaltens wichtigere Schlüsse ziehen lassen als aus den widerstreitenden Zügen.

Es kommt vor, daß der Germane sich zornig von seinem Gotte los sagt, dem er bis dahin doch gedient hat, los sagt, weil es ihm scheint, als habe der Gott seiner Pflicht ihm gegenüber nicht genügt. Es kommt vor, daß er ihm in wildem Troße den Krieg ansagt und nur bedauert, nicht mit dem Schwerte in der Hand an ihn zu können. Da wird der Tempel einer Gottheit verbrannt, die nicht genugsam geholt, dort einem Götterbilde der Schmuck abgenommen, aus Auflehnung, in deutlich kränkender Absicht. Wo dergleichen geschieht, ist der Glaube weit davon entfernt, seinen Göttern Allmacht zuzuschreiben, da eignet diesen nicht jene unendliche Größe, vor der es kein Entrinnen gibt, nicht ihnen allen zusammen, noch schon gar einem einzigen unter ihnen. Sicher waren sie große, gebietende Wesen, die über höhere Kräfte verfügten als der Mensch, sicher konnten sie helfen, sicher schaden. Es war gut, wenn man ihrer Hilfe gewiß sein konnte; aber war das nicht, so ging es schließlich auch ohne, ja gegen sie. Jener Jarl Hakon hatte vor dem schweren Kampfe gegen die Jomsvikinger seine Göttin Thorgard angerufen; sie kam, und geistersichtige Leute unter den Feinden sahen sie auf dem Schiffe des Jarls stehen und kämpfen. Sie sagten das dem Sigvaldi, der die Jomsvikinger führte; aber das schreckte den keineswegs ab. Gegen den einen bösen Gott dachte er's schon aufzunehmen, und erst als auch Thorgerds Schwester in den Kampf eingriff, befahl er den Rückzug; gegen zwei Überirdische zugleich zu kämpfen hätte menschlicher Kraft zuviel zumuten geheißen.

Aus der Tatsache der Machtbeschränkung folgt die andere, daß von irgend welcher ausschließlichen Vorherrschaft eines Gottes keine Rede sein, wie das bei allen polytheistischen Religionen der Fall ist. Strebungen, einen Gott über andere zu erheben, hat es natürlich auch hier gegeben. Sie waren von der Vorstellung eingegeben, daß bei einer bisher zu wenig beachteten Gottheit doch mehr Schutz, größere Macht zu finden sein könne. Es machte wenig aus, ob das eine bisher völlig fremde, ob es eine Gottheit war, an die ein fremdes Volk glaubte. Nationale Zurückhaltung hat den Germanen in dieser Hinsicht jedenfalls nicht beherrscht. So kam es dahin, daß neben einheimischen Göttern häufig Mithra verehrt wurde, den der germanische Söldner im römischen Heere kennen lernte. So wurde auch der weiße Christ zunächst immer nur als ein Gott neben andern angesehen und vielfach in aller Harmlosigkeit neben den Gestalten des heidnischen Götterhimmels verehrt. Ja selbst dort, wo man allmählich begriff, daß dieser Gott keine anderen neben sich dulde, kostete es im allgemeinen keine Überwindung ihm

zuzufallen und die alten Gottheiten aufzugeben. So erwählte ihn der Frankenkönig Chlodwig, als ihm in der berühmten Allemannenschlacht sein Ziu den Sieg nicht verschaffen konnte, so trat im Jahre 1000 die ganze Insel Island durch einen einfachen Staatsbeschluss zum Christentum über, ohne daß es nachträglich wesentliche Reibungen gegeben hätte.

Ein ganz anderes Bild gewährt nun freilich der erbitterte Kampf, den Sachsen und Norweger gegen die christliche Kirche geführt haben, in der Tat, gegen die Kirche! Nicht der Glaube war es, gegen den die beiden Stämme sich feindlich stellten, sondern seine Organisation. Das war es, daß der Germane sich wohl freiwillig fügen konnte, nie und nimmer aber sich zwingen lassen wollte. Hier wie dort aber sollte ihm der Glaube aufgedrungen werden, hier wie dort trat er im Dienste eines politischen, feindlichen Systems auf, hier wie dort war die Religion zu staatlichen Zwecken mißbraucht. Und da geschah es, daß sich Sachsen in dreißigjährigem Kampfe weißblutete, daß Norwegens beste Männer die Heimat aufgaben und auf Island und weiter gen Westen hin in Einsamkeit und Einöde neue Heime suchten.

Die germanischen Götter waren weder allmächtig noch einzig; sie waren auch nicht allwissend und nicht allweise. Sie konnten ihm raten, denn sie waren klüger als er. Sie konnten ihm köstliche Gaben verleihen, Weisheit und Dichtkunst, wie es Odin seinen Schützlingen tat. Aber das alles hatte seine Grenzen. Niemals ist dem Germanen einer seiner Götter als der Schöpfer und Spender all seiner Fähigkeiten, als der Urquell seiner Persönlichkeit erschienen; ja selbst die auch bei den Vorfätern auftretende Sage, daß der Mensch von den Himmlischen geschaffen worden sei, hat keine nachwirkende Erinnerung erfahren; sie ist offenbar Fremdgut, und viel lieber erzählten sich die einzelnen Stämme davon, daß sie von einem Gotte abstammten, was natürlich ein völlig anderes Verhältnis begründete.

Genau so lagen die Dinge, wenn im Mythos die Götter als Schöpfer der Welt erschienen; vor dem Untergange konnten sie sie gleichwohl nicht bewahren. Was geschehen sollte, geschah trotz ihnen; sie waren nicht Herren über das Schicksal, sondern ihm selbst unterworfen. So lebten sie in gewaltigeren Dimensionen als der Mensch, aber nicht wesensverschieden. Auch sie lebten und haßten, litten und genossen, hofften und sorgten gleich den Erdenöhnen; herrliche Taten konnten sie vollbringen, aber auch schuldig werden, unfühnbar schuldig wie nur irgendein von Begehr und heißer Wallung des Herzens getriebener Sterblicher.

Unmöglich konnte unter diesen Umständen dem Germanen sein Götterhimmel als der Urgrund aller sittlichen Weltordnung erscheinen. Wenn in einem eddischen Gedichte, der Rigsthula, erzählt wird, wie Heimdall die Stände schuf, so handelt es sich hier nicht nur um eine sehr späte dichterische Schöpfung, sondern auch der Gedankengang erscheint als unursprünglich. Es handelt sich um eine Erzeugung durch den Gott, und wenn die Menschen überhaupt Heimdalls Kinder genannt werden, so weiß man doch nicht recht, in welchem Sinne das geschieht. Dieser Gott ist ja überhaupt eine noch

sehr rätselhafte Gestalt; welche Züge aus einheimischer Überlieferung stammen, welche jung aus der Fremde übertragen, zum Teil vielleicht sogar dem Christentum entlehnt sind, das steht noch dahin. Keineswegs aber hat dieser Gott mehr als örtlich beschränkte Anerkennung gefunden, und selbst dort, wo man ihn verehrte, hat man ihn nicht als Weltordner aufgefaßt. Ihn nicht und auch keinen der anderen. Das schließt freilich nicht aus, daß die Himm-
lischen in gewisser Beziehung als Vorbild, als Ideal erscheinen konnten, und dann mochte des Gottes Beispiel natürlich wie eine sittliche Vorschrift wirken. So stellte sich Odin den ritterlichen Herren der Wikingerzeit dar: waltender König in goldener Halle, reich an Schätzen, reich an Mannen, gnädiger Schenker, weiser Vater, tapferer Kämpfer, tapfer dem Schicksal zum Troste. Denn was wie eine düstere, herrliche Gloriole des Gottes Haupt umstrahlte, das war, daß er als ein Gezeichneter unter unausweichlichem Verhängnisse stand. Rings wachsen die Mächte des Bösen, einst brechen sie herein, einst fallen sie nieder wie Feuerbrand der grünen Welt zum Verderben, einst ziehen sie auf zum letzten, furchtbarsten Kampfe. Dann kommt der Tod, dann kommt das Ende. Aber nicht wehrlos, noch mutlos werden die Lichten stehen. Das ist die Stunde, für die der Gott sich die Helden sammelt, das ist die Stunde, da er sie führen wird auf das Feld der alles verderbenden Schlacht, da er selbst im Vorkampfe stehen wird gegen den alten Erbfeind des Lichtes. Mit solchem tapferen Glauben haben die Germanen nicht nur ihren Gott erhoben, sondern ebenso sehr sich selbst. Der geläuterte Walhallaglaube, mag er immerhin erst spät herausgebildet und Besitz nur einer Oberschicht sein, ist ohne Frage Ausdruck höchster Religiosität. Hier vertieft sich die Bindung an den Gott zu voller Hingabe, die Leben und Tod und Schicksal überwindet, und hier bietet sich überhaupt ein Stück religiöser Offenbarung von unleugbarer Erhabenheit dar, wie kaum ein anderes Volk es aufweisen kann. Der Glaube an den bevorstehenden Weltuntergang steht in dieser Art einzig da. Wie anders bei den Griechen! Da galt der Kampf zwischen den guten und bösen Mächten als längst ausgetragen, da hatten die Welterhalter gesiegt, da konnte der Mensch sich in schöner Sicherheit des Genusses dieser Erde in ihrer geschirmten Dauerhaftigkeit erfreuen. Bei den Germanen gibt es diese Ruhe und Gewißheit des Besitzes nicht. Da steht die Welt noch im Zeichen des Ringens der ewigen Gegner, da wird der Mensch selbst von diesem wogenden Kampfe aufs stärkste in Mitleidenschaft gezogen. Insofern der Held berufen ist, dereinst in der argen Stunde an der Seite der guten Götter den Bösen zu wehren, bekommt alles Leben das Siegel des Heroismus aufgedrückt, und wenigstens in dieser einen Beziehung ist Menschentum und -wollen unmittelbar mit den Himmlichen verknüpft. Gerade dieses Dogma, wenn man es so nennen darf, ist außerordentlich lehrreich. Es spiegelt den Idealfall der Bindung des germanischen Menschen an die Gottheit wider, und hier zeigt sich mit unbedingter Deutlichkeit, wie diese Einstellung zu werten ist. Es erhellt klar, daß hier, in diesem Verhältnis des Kriegers, des Kämpfers zum Herrn der Heerscharen nichts an sich Eigenes zutage tritt, nichts, was gefühls- oder vorstellungsmäßig erst aus der Wechselwirkung zwischen Gott und Menschen erwachsen wäre. Wir

können ganz davon absehen, wir brauchen es gar nicht zu erwägen, daß hier eine irgendwie heteronome Moral, eine kleinliche Lohnsucht hervorträte, daß der Germane etwa deshalb tapfer gekämpft hätte, um nach dem Tode in Walhalla Aufnahme zu finden. Davon kann nicht im entferntesten die Rede sein. Eher möchte man die Beziehung umgekehrt fassen: man kämpfte tapfer, und deshalb kam man zu Odin. Die Tapferkeit wurde nicht aus dem Glauben erzeugt, sie war vor ihm da. Und ebenso ist das hinsichtlich der intimeren Färbung dieses Verhältnisses zwischen Mensch und Gott der Fall. Man kann es nicht anders denn als Treue bezeichnen. Auch sie aber ist nicht auf diesem Felde erwachsen; Treue wird auch Menschen, und nicht minder inbrünstig und unbedingt gewährt. Das Gebot der Treue, das Erlebnis der Treupflicht, wo stammen sie her?

Es ist sicher, daß der Germane seinen Göttern nicht viel anders als einem mächtigeren Herren auf dieser Erde gegenüberstand, als ein freier, ungebeugter Mann, der ihnen zwar seine Pflicht und rituelle Höflichkeit erwies, aber dabei doch durchaus auf seine Ehre und sein Recht sah, und es ist ebenso sicher, daß die Trennung von einem Gotte ihm nicht das mindeste von seiner Festigkeit, seiner inneren Sicherheit nahm, seinen Halt nicht im geringsten erschütterte. Die Gewißheit einer waltenden Weltordnung, die Sittlichkeit des Lebens müssen eine andere Quelle haben, insofern sie vorhanden sind. Ob sie es sind, das müßte nun die Frage sein, und weiter, ob diese Sittlichkeit diesseitig oder jenseitig betont erscheint, ob sie sich als willkürliche menschliche *S i t t e* darstellt, als Übereinkunft, oder ob sie, wenn sie gleich abseits der Götterstraße erstanden ist, dennoch den Charakter des Übermenschlichen, religiöse Weihe trägt, ob sie, damit es so deutlich wie möglich umschrieben sei, in ihrem Ursprunge, ihrer Unbedingtheit, ihrer fordernden Zwanghaftigkeit auf ein Gebiet verlegt erscheint, auf das der Mensch keinen Einfluß hat, also irgendwie als Ausfluß einer Macht überirdischer, magischer Wesensart. Ist es der Fall, so müssen auch die Vorstellungen von ihr numinosen Charakter tragen. Endlich aber: stoßen wir hier vielleicht auf jenes Geheimnisvolle, aus dem heraus nicht nur Stellung und Aufgabe des Menschen in der Welt bestimmt erscheinen, sondern dem er auch irgendwie seine Kräfte, seine Fähigkeiten, sein Schicksal verdankt? Wäre das, dann hätten wir hier den Urgrund alles Seins, den wahrsten Kern der Religiosität erfaßt, dem gegenüber der Glaube an Götter nur gleichsam an der Peripherie, in den Außenbezirken des Lebens angesiedelt wäre.

Es gibt eine alte, vielleicht auf Tatsachen beruhende Sage, die uns über diese eigentümliche Lagerung der Vorstellungswelt einige Aufklärung gibt. Radbod, der Herzog der Friesen, war geneigt, sich taufen zu lassen. Er hatte schon den Fuß im Taufbecken, da fiel ihm bei zu fragen, was nun aus seinen Ahnen geworden sei. Der heilige Wolfram antwortete: „Sie waren Heiden, und ihre Seelen sind verloren.“ Da sprach Radbod: „Ihrer Gesellschaft will ich mich nicht begeben; lieber will ich elend bei ihnen in der Hölle wohnen als herrlich ohne sie im Himmelreich.“ Also nicht seine alten Götter hätten ihn abgehalten, den neuen Glauben zu be-

kennen, stärker als durch sie fühlte er sich durch Bande des Blutes gebunden.

Wir dürfen diesen Vorgang nicht als vereinzelt ansehen; er findet seine Parallele im großen in dem Widerstande der Sachsen und Norweger gegen das Christentum, der sich ebenfalls darauf gründete, daß durch seine Einführung alte soziale und politische Ordnungen gefährdet wurden. Es ist der Sippengedanke, der in dem Verhalten Radbods deutlich zum Ausdruck kommt, der aber überhaupt dem Gefüge der alten germanischen Welt zugrunde liegt.

Die staatliche Ordnung ist in ihren Völkerschaften nur schwach ausgebildet gewesen, jedenfalls nie in einer Stärke, die beherrschend alles Leben hätte ergreifen können. Nicht sie gewährleistete jene Erziehung, die den einzelnen in das Ganze einordnet. Das geschah vielmehr nur in sehr mittelbarer Weise, und aller Aufbau gründet sich noch in geschichtlicher Zeit auf jene kleinste und festeste Zelle, als welche nicht die Familie in unserem Sinne, sondern eben allein die Sippe erscheint. Je entschiedener sich das Unabhängigkeitsgefühl des Germanen gegen staatliche Bevormundung verwahrte, um so fester fühlte er sich an die natürliche Gemeinschaft gebunden, aus der er hervorgegangen war, und nur insofern die Sippe sich als ein Ganzes in die größere Gruppe eingliederte, gehörte ihr auch der einzelne Mensch an. Dieses Verhältnis kommt sinnfällig zum Ausdruck, wenn in der Schlacht das Heer nach Sippen geordnet ist, wenn im Rechtszuge diese den Schwur für den Angehörigen auf sich nehmen. Und hier zeigt sich denn auch, daß es sich um mehr als eine natürliche Lebens- und Schutzgemeinschaft handelt. Mag sie immerhin als solche entstanden sein, sie ist im Laufe der Entwicklung Inbegriff alles Rechtes und aller Sitte, Keimzelle aller Sittlichkeit geworden. Sie ist es, die dem Menschen seine Stellung im kleinen und im weitesten Kreise, seine Aufgabe und seine Pflicht zuweist. Sie ist es, die alle Beziehungen des Menschen zur Welt so ausschließlich regelt, daß der rechtlos und verloren wird, den sie aus ihrem Verbande entläßt; nur unvollkommenen Ersatz kann er in anderen Bindungen finden. Die Sippe ist es, in deren Rahmen sich am ursprünglichsten und nächsten die Pflicht der Treue entwickelt und erfüllt, die zunächst gar nichts anderes als das Pathos germanischen Lebens ist.

Der Einfluß oder vielmehr die Macht der Sippe reicht weiter. Sie ist es, aus der ihr Angehöriger alle Kräfte und Fähigkeiten zieht; nicht nur was er ist, sondern auch was er vermag, verdankt er ihr. Begabung, Glück, ja Schicksal des Menschen sind ihm an- und eingeboren; die Magie seines Lebens hat der Germane seiner Sippe zu verdanken. In der Tat, alles liegt in ihr beschlossen, was den einzelnen formt und führt.

Es ist nun natürlich nicht angängig, dieses Verhältnis etwa als eine Art naturwissenschaftlicher Erkenntnis aufzufassen, so wenig wie die Moral, die sich aus solcher Beziehung herleitet, als autonom, als Satzung aus menschlichem Willen anzusehen wäre. Vielmehr erscheinen die in der Sippe liegenden und von ihr ausstrahlenden Kräfte als dämonische, geheimnisvolle Macht, deren Versinnbildlichung schlechthin religiösen Charakter trägt. Hier ist

nichts, was der Mensch willkürlich formen könnte, hier ist jenes Unbegreifliche, das überwältigender und überzeugender als die klarste Einsicht wirken kann.

Der Weg, auf dem die Vergöttlichung dieser Begriffe erfolgte, ist zunächst der über die Ahnenverehrung gewesen. Die Gestorbenen der Sippe waren es, denen die größten Kräfte zugetraut wurden, größere, als der Lebende sie besaß, Kräfte, die noch nach dem Tode nutzbar gemacht wurden. Man versteht leicht, daß eine Zusammenballung solcher Totenmächte zugleich eine Steigerung jener magischen Gewalten bedeutete, auf welche sich die Überlebenden beziehen mochten. So gewinnen jene Hüengräber, die ja nichts anderes als Sippengräber waren, besondere Bedeutung. In ihnen wurden alle die Toten gegenwärtig gedacht, an ihnen konnten Opfer und Gebet ihrer aller Hilfe gewinnen. Wie stark sie in der Urzeit auf die Menschen wirkten, zeigt sich daran, daß von ihnen ohne Frage die Idee des Totenberges, ja Walhallas, ausgegangen ist. Religiosität bedurfte nun auch in dieser Hinsicht der Verpersönlichung. Sicher ist es der Urahn gewesen, der zu gewisser Zeit die Macht der Totensippe besonders darstellte, und unter diesem Gesichtspunkte ist u. a. auch die Zurückführung eines Geschlechtes auf göttlichen Ursprung zu sehen. Aber was der Mensch seiner Sippe verdankte, stellte sich noch viel unmittelbarer dar. Wie bei anderen indogermanischen Völkern, so erscheinen auch bei den Germanen Schicksalsgöttinnen, die ursprünglich dem einzelnen Menschen und besonders in der Stunde seiner Geburt nahe gedacht wurden. Die griechischen Parzen sind zunächst als nichts anderes denn als „Gebärerinnen“ zu verstehen, wie es bei den slawischen *Kozanicy* auch nicht anders ist. Ihnen entsprechen die germanischen *Nornen*, die unter diesem Namen zwar nur aus dem Norden bekannt sind, deren Verehrung aber auch bei den Festlandgermanen als feststehend angesehen werden darf. Ihnen haben sicher jene rheinischen Muttergöttinnen entsprochen, die wir als *Saitchamimis* inschriftlich kennen lernen. Urzeitliches Leben ist es, das sich hier noch ablesen läßt: Man sieht vor Augen, wie um die Gebärende die alten Frauen des Geschlechts versammelt waren, helfend, beschwörend. Daher versteht sich der Name *Feen*, der auf das lateinische „*fatum*“, „das Gesprochene“, zurückgeht. Dieses, dies Schicksal, ist ursprünglich nichts anderes als der Zauberspruch, der über dem Geborenen hergesagt wird. Auch das *Saitchamimis* gehört der Bedeutung nach in diesen Kreis; es bezeichnet „die mit dem Zaubergewande bekleideten“. Die Dreizahl der *Nornen* aber versteht sich wohl so, daß in ihr die drei Generationen der Mutter, Großmutter und Urgroßmutter gedacht wurden.

Die Gestalten der germanischen Mythologie haben schon zu der Zeit, in der wir zuerst von ihnen hören, eine lange und oft recht verwickelte Geschichte hinter sich; Vorstellungen, die zuweilen recht verschiedenen Wurzeln entsprossen, erscheinen, kaum noch zu sondern, miteinander verquickt. Auch in diesen Gebilden hier wirkt urzeitlicher Seelenglauben nach; er hat jene Schutzgeister prägen helfen, die halb noch das eigentliche dämonische, das bessere Selbst des Menschen, halb freie, von ihm losgelöste Wesen sind, die ihn geleiten. Zuweilen erscheinen sie wie die *Nornen* als Frauen, zuweilen aber

auch in Tiergestalt. So ist es im Norden, woher wir noch die reichlichsten Überlieferungen dieser Art haben, und wo solch ein Geistwesen als *Fylgja*, Folgerin, bezeichnet wird. Und da sehen wir denn, daß hier, gerade hier, etwas durchaus Überpersönliches waltet. Diese *Fylgjur* sind nicht ausschließlich an den Menschen gebunden, sondern sind deutlich mit der Sippe, der er entstammt, verknüpft. In welcher Gestalt die Folgerin auftritt, ob sie sich etwa als ein mächtiger Bär, als ein gewaltiger Stier zeigt, das hängt ganz davon ab, ob das Geschlecht ihres Schützlings stark, gebietend, edel ist. Es kommt vor, daß der Schutzgeist von einem Sterbenden auf ein anderes Sippenmitglied übergeht, ja es wird mehrfach von *Aettarfylgjur*, Geschlechtsgeistern, berichtet. In ihnen erscheint die Sippe selbst ideell verkörpert, und es ist offenbar, daß sie unmittelbare Beziehungen zu dem Ahnengeiste haben, der wohl sogar in ihnen fortlebt. Uralte totemistische Vorstellungen enthüllen hier ihre zähe Kraft, doppelt deutlich wird an ihnen, wie der Sippengedanke religiöse Tiefe und Erhabenheit atmet.

Hier ohne Frage rühren wir an das wahre Geheimnis der Struktur germanischer Welt. Hier ist es, wo das Übersinnliche so Wesen und Erscheinung wie Denken und Handeln am kräftigsten durchströmt. Hier steigt Göttliches auf, ohne in der starren Umschriebenheit göttlicher Gestalt zu verkrusten, hier wurzelt in nährendem Mutterboden der Mensch, hier sind Treue und Frömmigkeit die einzig möglichen, die natürlichen Lebensformen.

Das alles war, und das alles ist versunken. Wenn selbst die alten Götter sich schließlich irgendwie in die Sippenordnung einfügten, das Christentum tat es nicht. Das Christentum erkannte die Bande des Blutes und der Ahnen nicht an, es hatte kein Verständnis dafür, daß es mit seiner neuen Lehre eine Welt entwurzelte, es hat es wohl kaum gemerkt. Jene germanischen Gedanklichkeiten hatten in seiner Weltanschauung nicht nur keinen Platz, sondern waren von ihr aus nicht einmal zu begreifen. Sie waren nicht da. Unwissend und unsehend sind sie von christlicher Dogmatik zerrissen, erstickt worden. Uralte moralische Ordnung wurde umgestürzt, und die neue Wendung, die Anknüpfung aller Sittlichkeit jenseits menschlicher Bindungen an den Allmächtigen konnte nicht ohne weiteres erfaßt und bewältigt werden. Allenthalben sehen wir daher, wo das Christentum sich durchgesetzt hat, zunächst einen tiefen Verfall der Sitte eintreten, und lange, sehr lange hat es gedauert, bis ein Ausgleich eintrat.

Starke, lebenspendende Kräfte sind es gewesen, die dereinst die germanische Welt beherrschten. Beklagenswert mag es erscheinen, daß sie ihrer Bedeutung entkleidet worden sind; aber es wäre unlogisch und liefe allem geschichtlichen Verständnis zuwider, wollte man aus dem Bedauern eine Anklage gegen das Christentum formulieren. Nicht dieses hat Verden auf dem Gewissen, nur die Kirche ist hier mitverantwortlich, die sich willig mit dem fränkischen Machtstreben verbündete. Das Christentum als solches hat,

soweit die altgermanische Gesellschaftsordnung in Betracht kam, nicht absichtlich gegen sie gearbeitet. Sippen gedanke und Erlösungslehre bewegten sich in verschiedenen Ebenen; daß jener verfiel, war eine, wenn auch verhängnisvolle, so doch nur beiläufige Folge davon, daß diese auf einem Gebiete siegte, auf dem der Germane die volle Kraft des Widerstandes gar nicht einzusetzen hatte. So hat sich damals zwar eine für die heutige auf rassistischer Grundlage aufbauenden Bevölkerungspolitik empfindliche Tragödie abgespielt, aber dieses erkennen heißt zugleich auch den Boden geistiger Lösung bereiten. Dem Germanen war es nicht vergönnt, aus sich selbst heraus letzte Verklärung, ein allumfassendes Symbol zu gestalten. Aber nie ist, was dahinsank, unwiderbringlich verloren, solange noch ein Hauch von Unerfülltheit über ihm schwebt. Die Toten leben. Auch das ist germanischer Glaube gewesen.

Schwarmgeisterelei oder Wissenschaft

Rudolf Glaser

Drum hab ich mich der Magie ergeben,
 Ob mir durch Geistes Kraft und Mund
 Nicht manch Geheimnis würde kund;
 Daß ich nicht mehr mit saurem Schweiß
 Zu sagen brauche, was ich nicht weiß.

Goethe: Faust.

Der Tatsachenbestand in der Auseinandersetzung zwischen dem Professor Herman Wirth und den einzelnen Vertretern der deutschen Wissenschaft ist inzwischen soweit geklärt worden, daß eine allgemeine Übersicht über das Werk Herman Wirths und die daraus zu entnehmenden Folgerungen nottut. Der Leitgedanke, von dem Herman Wirth ausgeht, ist der Versuch auf entwicklungsgeschichtlicher Grundlage Wissenschaft und persönliche Gotteserkenntnis miteinander zu verbinden. Zu diesem Zweck wurde mit unendlichem Fleiß ein außerordentlich reiches Material an Felszeichnungen, symbolischen Darstellungen, Figuren, Schriftzeichen und Kulturgegenständen aus allen Erdteilen zusammengetragen und nach einer in der Wissenschaft bisher nicht üblich gewesenen Arbeitsweise verwertet. In seinen Büchern „Der Ausgang der Menschheit“, „Was heißt Deutsch“, „Die heilige Urschrift der Menschheit“ und „Die Ura-Vinda-Chronik“ hat Herman Wirth seine Untersuchungen der Öffentlichkeit vorgelegt. Die von Wirth verarbeitete Stofffülle zahlreicher Wissenschaften wie der Vorgeschichte, Rassenkunde, Erdkunde, Geologie, Sprachwissenschaft, Religionswissenschaft, Völkerkunde u. a. m. forderte naturgemäß eine starke Beachtung aller daran beteiligten Kreise der Fach- und Laienwelt heraus.

Als Ergebnis seiner Untersuchungen stellt Herman Wirth zunächst das „völlige Versagen aller bisherigen Wissenschaft“ fest. Die Ursache dafür liegt nach ihm in der „methodischen Unzulänglichkeit der rationalistisch-evo-

lutionistischen Doktrin eines liberalistischen Zeitalters“ begründet. Dieses vollkommen unzutreffende Urteil ist einerseits nur aus einem maßlos übersteigerten völkischen Empfinden Herman Wirths, andererseits aus einer gewissen rechthaberischen Einstellung seiner Person heraus zu erklären. Es wäre sonst undenkbar, daß Herman Wirth z. B. auch den jüngsten, durch das völkische Erwachen unseres Volkes erst geförderten Wissenschaften wie der Vorgeschichte und Rassenkunde, völlige Hilflosigkeit der neuen Zeit gegenüber vorwirft.

Herman Wirth setzt in allen seinen Lehren an die Stelle der Tatsache das Erberinnern und für den Beweis eine von vornherein in einer bestimmten Richtung sich bewegende Deutung. Wirth kennt nicht das Gesetz der Entwicklung. Daher beachtet er in der Verwendung seines Materials auch keine zeitlichen und räumlichen Unterschiede. Oft wird gerade aus einem ganz gegensätzlich zu wertendem Fundstoff ein Teil herausgenommen und einem anderen von vornherein bestimmten Schema zwangsweise eingeordnet. Diese vollkommen unberechtigte und von jeder Wissenschaft schärfstens abgelehnte Arbeitsweise gehört zu den grundlegendsten Fehlerquellen Wirthscher Forschungen. Einige besonders krasse Beispiele mögen das erläutern:

Zeichnungen aus dem vorigen Jahrhundert von einer in Trancezustand versetzten alten Indianerin werden mit bronzezeitlichen Felszeichnungen aus Skandinavien in Beziehungen gesetzt und beweisen für Wirth eine in der Vorzeit von unseren Vorfahren und den Indianern Nordamerikas gemeinsam geübte Religion. Oder ein von den Einwohnern der Südseeinsel Yap dargestellter Seestern stellt für Wirth ein atlantisch-nordisches Sonnensymbol dar und hilft ihm die Auswanderung nordischer Menschen nach der Südsee zu beweisen. Weitere Zusammenhänge sieht Wirth auch z. B. in der europäischen mittelalterlichen Kerbstockrechnung und dem zu dieser Zeit noch nicht bekannten Zählsystem der Chickasaw-Indianer und für ihn ist auch der Kunstsin eines holsteinschen Tischlermeisters, der die Rückenlehne eines Brautstuhles mit einem Sternmuster verzierte, nur aus dem Erberinnern an eine vor 3000 Jahren vorhanden gewesene nordisch-atlantische Symbolik zu erklären.

Herman Wirth handelt, wie er selbst immer wieder betont, aus seiner geistigen Schau heraus. Diese erst ermöglicht ihm alle jene Erkenntnisse, auf Grund deren er unter dem Schlagwort „nationalsozialistische Wissenschaft im Kampf gegen die liberalistische Professoren Sippschaft“ die Führung in den Geistes- und Naturwissenschaften beansprucht. Es ist jedoch ein Unding, nur mit schönen, jeder Wirklichkeit fernen Gedanken, das geistige Leben unseres Volkes neu gestalten zu wollen. Den seelischen Wandel unserer Zeit benutzend, möchte Herman Wirth die Doktrin eines von ihm entdeckten primitiven Urchristentums einführen. Für Wirth ist Christus nicht Gottessohn, sondern ein Nordatlantiker und nur der unzulängliche Reformator eines schon zur Eiszeit bestehenden ursprünglicheren reineren Christentums. Für Wirth ist auch weiterhin die germanische Religion nichts weiter als das entartete atlantisch-nordische Urchristentum. Unsere Vorfahren haben jedoch im Gegensatz zu den angeblichen Nordatlantikern ohne bildhafte Darstellungen und nur in den sich

geheimnisvoll offenbarenden Naturgewalten die unsichtbare Schöpfung verehrt. Steht diese Auffassung sittlich nicht viel höher, als die von H. Wirth seinen Atlantikern zugeschriebene primitive bildhafte Darstellung des Göttlichen durch die mehrfach geteilte Sonnenscheibe und der Wasserlinie? Wie kann Herman Wirth aus den z. T. rein praktischen Zwecken dienenden Zeichen wie Hausmarken, Jägerzeichen usw. die Glaubenssätze einer angeblichen nordatlantischen Religion ableiten?

Der Träger des Urchristentums soll angeblich schon vor Jahrzehntausenden die nordische Rasse gewesen sein. Überhaupt ist gerade die Rassenfrage neben dem Urchristentum das wesentlichste Kernstück seiner Lehren und von Herman Wirth in äußerst unglücklicher Weise behandelt worden. Alle den hellen Rassen zugehörenden Völker lassen sich von einer einzigen, unbeweisbar gebliebenen nordisch-atlantischen Urrasse ableiten und können noch heute nach Jahrzehntausenden durch „Erberinnern“ in den Besitz derselben geistigen Ursprungskräfte gelangen, wie sie zu Beginn ihrer Entwicklung in der gemeinsamen Urrasse vorhanden waren. Ebenso wie die Germanen bezeichnet Herman Wirth auch die Juden als eine Mixovariation der nordisch-atlantischen Rasse. Der Jude wie der Mensch der nordischen Rasse kann also nach Wirth wieder zu derselben geistigen Einstellung kommen und zu denselben kulturellen Schöpfungen befähigt sein. Das religiöse Brauchtum der Juden führt Herman Wirth ausdrücklich auf den nordisch-atlantischen Kult zurück und auf einer Versammlung der weltbekannten Freimaurerloge zu den drei Weltkugeln hat er ja auch den, den jüdischen Ritus besonders pflegenden Freimaurern, ihren noch äußerst rein erhaltenen nordisch-atlantischen Kult bestätigt. (!)

Herman Wirth kennt in der phantasievollen Darstellung urzeitlicher Menschenformen keine Grenzen. Ohne Rücksicht auf Entwicklungs- und Lebensmöglichkeiten läßt er in der unter Eis erstarrten Arktis die nordische Rasse schon als vollentwickelte Menschenform auftreten, zu einer Zeit, als auf allen anderen Erdteilen der Mensch gerade die Entwicklungsschicht des Neandertalers erreicht hat. Selbstverständlich ist nach Wirth auch nicht die altsteinzeitliche Cromagnonrasse an der Ausbildung der sehr viel später auftretenden nordischen Rasse beteiligt, sondern hat sich selbst erst durch Mischung aus der nordischen Rasse entwickelt. Herman Wirth stellt, wohl durch seine geistige Schau dazu befähigt, in seinem rassenkundlichen und vorgeschichtlichen Teil geradezu alle bisher von der internationalen Forschung erkannten und bewiesenen Tatsachen einfach auf den Kopf. In zahllosen Fällen sind die Irrtümer Herman Wirths bereits berichtigt worden. Aber jede von ihm herausgegebene Neuerscheinung birgt, wie es die Ura-Linda-Chronik bewiesen hat, weitere Fehlerquellen in sich.

Vor Erscheinen der Ura-Linda-Chronik galt Herman Wirth vielen Deutschen als der Märtyrer einer zu Unrecht verfolgten neuen Wissenschaft. Die in der Ura-Linda-Chronik enthaltenen Tatsachen stellten jedoch an die Einbildungskraft zahlreicher Volksgenossen derart hohe Ansprüche, daß sich sogar Pg. Alfred Rosenberg, der Leiter der geistigen Schulung der NSDAP. und der Kampfbund für deutsche Kultur veranlaßt sahen, gegen diese Forschungs-

ergebnisse und diese Forschungsweise überhaupt einzuschreiten. Herman Wirth wird mit Recht vom Nationalsozialismus abgelehnt, denn sowohl sein Werk wie auch seine persönlichen Verbindungen zu Segnern unserer Weltanschauung sind für die völkische Bewegung untragbar geworden. Mehrfach hat Herman Wirth Gelegenheit gehabt, sein reiches Material nach wissenschaftlichen Grundsätzen zu bearbeiten und das Wertvolle daraus, als sein verdienstvolles Vermächtnis, dem deutschen Volke zur weiteren Pflege zu übergeben. Da er das nicht tat, sondern sich in gefährlichen Schwärmereien verlor, hat er sich selbst in den Kreis der überschwenglichen und phantastischen Schwarmgeister vom Range eines Guido v. List und Wendrin-Wendrinsky eingeordnet.

Es geht um unsere schlesische Mundart

Von Max Liske

Das, was ich hier zur Sprache bringen will, wird gewiß schon manchen, der mit seinem ganzen Herzen und Empfinden Schlesier ist, innerlich bewegt haben. Es handelt sich um unsere schlesische Mundart.

Über den Wert und die Bedeutung einer Mundart zu reden, ist hier nicht meine Absicht. Es steht außer Zweifel, daß sie das Innenleben, die besondere Eigenart eines Volkskreises spiegelt und ein Schatz ist, der nicht sorgfältig genug gehütet werden kann. Dieser Hinweis scheint mir besonders wichtig für unsere schlesische Mundart zu sein, da diese eine Zeit lang nahe daran war, in Vergessenheit zu geraten. Nur unseren Mundartschriftstellern, Dichtern und vor allem den Bemühungen des Schlesischen Rundfunks ist es zu verdanken, daß das Interesse für unsere Mundart wieder reger geworden ist. Ich will meine Behauptung zu begründen versuchen.

Wenn ich vor mehreren Jahren in meine heimatlichen Berge ins Eulengebirge kam und in den schindelgedeckten Weberhütten Einkehr hielt, begrüßten mich die Bewohner im schönsten Hochdeutsch. Erst wenn ich sagte: „Ihr lieba Leutla, räd ock, wie euch dar Schnoabel gewachsa ihs“, wurden sie natürlich.

Trat ich in ein Dorfgasthaus, wo oft Rirschenpflücker um den runden Tisch saßen und Raft hielten, hörten sie mitten im Gespräch auf und begannen hochdeutsch zu reden. Doch wenn ich mich zu ihnen setzte und selbst pauerte, sprachen sie ihren unverfälschten Dialekt.

Ja, „pauern“. Dort liegt der Haken. Das Wort hatte damals einen verächtlichen Klang, und „pauersch“ reden galt als unfein. Vielleicht ist es heute mitunter auch noch so.

Wenn ein schlesischer Dorfbewohner in die Stadt kommt, bemüht er sich, hochdeutsch zu reden. Die jungen Leute, die in der Stadt Beschäftigung finden (Dienstmädchen, Fabrikarbeiter und -arbeiterinnen), vergessen bald ihre Muttersprache und halten sich für vornehm und gebildet, wenn sie nach ihrer Heimkehr auch zu Hause ihre Mundart ablegen. Sie wissen nicht, daß

Vornehmheit eine Eigenschaft des Charakters ist und sich nicht allein im äußeren Gebaren kundtut.

Man kennt ja den alten Witz: Ich habe mich das Berlinern so anjemöhnt, daß ich es gar nicht mehr lassen kann.

Alter Witz, aber bezeichnend für die traurige Wahrheit meiner Behauptung. Machen es die aus Bayern, Schwaben, von der Wasserkante, aus Berlin, aus Sachsen ebenso? Nein. Sie schwäbeln, sächseln, berlinern, ob sie auf dem St. Gotthard oder sonst wo weilen, genau so wie zu Hause. Nur der Schlesier nimmt sich in acht vor seiner Mundart. Nirgends hört man sie, selbst in Schlesien nur im engsten Familienkreise.

Anderswo spricht nicht nur der Dorfbewohner, sondern auch der Städter mehr oder weniger seine heimatliche Mundart.

Als ich vor Jahren einige mundartliche Erzählungen, Skizzen, Humoresken an Breslauer Zeitungen sandte, wurde mir der Bescheid, daß mundartliche Arbeiten nicht „gebracht“ werden könnten, weil nur wenige Leser sie verstehen würden.

Man höre! Zeitungen der schlesischen Hauptstadt weigerten sich, schlesische Mundart aufzunehmen, weil sie (in Schlesien!) nicht verstanden wird. Gibt es einen besseren Beweis für meine Behauptung? Sollten nicht lieber die Zeitungen der schlesischen Hauptstadt dafür Sorge tragen, daß ihre Leser schlesische Mundart verstehen lernen?

Es war so und ist auch heute noch nicht viel besser geworden. Indessen haben die Zeitungen der Provinz schon fast überall Verständnis dafür.

Betrachten wir die deutsche Literatur.

Es gibt massenhaft Bücher mit bayrischer, plattdeutscher, sächsischer, berlinischer, auch köllischer Mundart, und sie werden überall gelesen. In jedem Witzblatt findet man Witze in allen Mundarten, nur nicht in unserer schlesischen.

Ein Roman, der in den schlesischen Bergen spielt und nur das Nötigste in schlesischer Mundart ausdrückt, weil man eine Romangestalt aus einer schlesischen Gebirgshütte nicht hochdeutsch reden lassen kann, findet in einer anderen Provinz keine Aufnahme. Die Schriftleitung lehnt ab, weil die schlesische Mundart nicht verstanden wird. Ähnlich soll es dem schlesischen Rundfunk mit seinen Sendungen ergehen.

Ist die weichliche, sächsische, die berlinerische etwa schöner? Gewiß nicht. Es gibt keine Mundart, die mehr Gemütsiefe, mehr Kraft im Ausdruck aufweisen, die weicher und zärtlicher und auch wieder derber und wuchtiger klingen kann als die unsere.

Eine eigene Verwandnis hat es mit dem Humor. Es scheint, als wären humorvolle Szenen besonders geeignet, in schlesischer Mundart wiedergegeben zu werden. Man begegnet oft der Meinung, daß in schlesischer Mundart nur „Schnoken“ und Schnurren wirkungsvoll seien. Es gibt Schriftleiter, die der Ansicht sind, daß die Leser nur an solchen Vergnügen fänden, und die Beiträge ernstern Inhalts ablehnen. Das ist bedauerlich.

Die Mundart entspricht dem Charakter eines Volkskreises. Der Schlesier ist nicht immer leichten Sinnes, sondern im Grunde voll tiefen Gemüts, und das muß auch in der Mundartliteratur zum Ausdruck kommen. Aufgabe des Mundartdichters ist es, der falschen Ansicht entgegenzuwirken, nicht nur Humoresken und „Schnoken“ zu erzählen, sondern auch „besinnliche“ Geschichten und Gedichte, die dem Leser ans Herz gehen und ihm zeigen, wie tief der Schlesier empfindet.

Unsere bekannteste Mundart ist in den Gebirgsgegenden beheimatet. Dort hat der Schlesier kein leichtes Leben. Er muß dem Boden mit schwerer Arbeit den Ertrag abringen und dabei stets gewärtig sein, daß Unwetter die Arbeit eines ganzen Jahres vernichten. Seine Heimat erzieht ihn zu zähem Fleiß, zur Ergebung in Gottes Willen. Mancherlei Fehlschläge müßten eigentlich sein Gemüt verbittern. Daß er dennoch den Mut nicht verliert beweist, daß Kraft und Ausdauer in ihm stecken. Der Schweiß, mit dem er seinen Grund und Boden düngt, macht ihm die Heimat noch lieber. Aber daß unter diesen Umständen sein Gemüt nicht nur von Humor, sondern auch von Ernst erfüllt sein muß, liegt auf der Hand, und das soll auch der Mundartdichter berücksichtigen und dem Leser zum Bewußtsein bringen.

Wie kommt es nun, daß unsere Mundart so unbekannt ist und nicht zur Geltung kommen kann wie all die anderen?

Ein Grund ist wohl der bereits erwähnte, daß der Schlesier seine Mundart selbst gering achtet,

Überall in der Fremde ist er ängstlich bemüht, seine Abstammung zu verbergen, seine Heimat zu verleugnen, beileibe nicht merken zu lassen, daß er vom Dorfe stammt, daß er ein „Ufjinger“ ist. Er würde sich durch die Mundart sofort verraten.

Ja, warum denn nicht? Der Fremde, der zu uns kommt, sagt stolz: „Ich bin a Bayer“, — „Als wie ick? A waschechter Balina, mit Spreewasser jetoost“, — „Mer sein aus Leibzich, wenn Se nisch dakächh ham.“

Warum sagt der Schlesier in der Fremde nicht: „Meine Heemte ihs die Schläsing?“ Auch wenn er sonst hochdeutsch redet. Mit Stolz muß er es sagen, und dabei muß ihm die Freude darüber aus den Augen leuchten, daß er Schlesier ist. Er darf stolz sein auf sein Schlessien, darum und darum und darum. Jeder weiß, warum. Und wenn es keinen anderen Grund gäbe als den, daß es seine Heimat ist.

Ein anderer Grund ist vielleicht der, daß unsere Mundart nicht einheitlich gesprochen wird. In jeder Gegend, in jedem Gebirgsteile klingt sie ein wenig anders. Die Grafschaft z. B. hat ihre eigene, von den anderen fast gänzlich abweichende Mundart.

Auch in Sachsen und Bayern sind die Mundarten einheitlicher. Bei uns ist das bestimmt ein Hindernis. Um diesem zu begegnen, müßte wenigstens die schriftliche Wiedergabe unserer Mundart möglichst einheitlich sein. Im großen und ganzen ist es ja so, dennoch läßt sich auch in unserer schlesischen Literatur ziemlich genau erkennen, welcher Gegend der Verfasser mund-

artlicher Schriftstücke angehört. Ob es sich nicht ermöglichen ließe, wenigstens in unser mundartliches Schrifttum mehr Einheitlichkeit zu bringen? Das wäre eine Aufgabe für die schlesischen Mundartdichter und für diejenigen, die sich mit dem Studium unserer Mundart befassen.

Alles Gerede darüber nützt aber nichts. Nur Taten können helfen. Zunächst muß erreicht werden, daß der Schlesier selbst seine Mundart nicht nur schätzen, sondern lieben lernt. Viel ist darin schon getan. Die Mundartdichter und der Schlesierverlag L. Heege, Schweidnitz, auch eine Anzahl Provinzzeitungen zeigen ehrliches Bestreben. Ein großes Verdienst hat der schlesische Rundfunk. Aber das alles ist noch nicht genug. Viel zu wenig wird in den Schulen und Schulbüchern gewirkt. Was dort dafür geschieht, genügt nicht. Mehr darum bemüht sind die Vereine, besonders die Schlesiervereine in großen Städten. Der in der Fremde weilende Schlesier weiß besser zu schätzen, was er an seiner Heimat und der heimatlichen Mundart hat. Also zunächst dem Schlesier selbst ins Gewissen reden, ihm die Liebe zur Mundart einimpfen, ihn davon überzeugen, daß seine Mundart mindestens ebenso viel wert ist wie die anderen Mundarten, daß er sich ihrer nicht zu schämen braucht. Und dann daran gehen, ihr auch im Reiche Geltung zu verschaffen. Aber wie? Schlesische Mundartdichter, das ist vielleicht auch eure Aufgabe. Versucht, eure Arbeit an auswärtige Zeitungen und Zeitschriften anzubringen. Leicht wird es nicht sein, und einträglich auch nicht. Es wäre vielleicht zu erwägen, ob man im Interesse der guten Sache auf Honorar verzichte, obwohl jede Arbeit ihres Lohnes wert ist, auch die des Schriftstellers und Dichters, aber ich fürchte, daß man auch dann noch selten auf Verständnis rechnen darf. Ich muß gestehen, daß ich selbst wenig Hoffnung auf Erfolg habe. Trotzdem muß es versucht werden.

Vielleicht könnte der Deutschlandsender etwas dazu tun. Alle anderen Sender pflegen ihre heimischen Mundarten. Man kann ihnen kaum zumuten, daß sie schlesische Mundart berücksichtigen, aber der Deutschlandsender, der in dieser Beziehung frei ist, könnte ab und zu etwas schlesisches bringen. Wir Schlesier sind ja auch Deutsche, und das mit treuem Herzen.

Alle Schlesier müßten dazu helfen, ihre Mundart zu fördern. Als Vorkämpfer müssen die Mundartdichter in erster Reihe stehen. Wäre es nicht vorteilhaft, wenn sie sich (beileibe nicht zu einem neuen Verein), aber zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammenschließen mit der Aufgabe, dafür zu sorgen, daß zunächst alle Schlesier ihre Mundart schätzen und lieben lernen und dann der schlesischen Mundart auch im Reiche Geltung zu verschaffen. Schon mit der Erreichung des ersten Zieles würden wir dem zweiten näher gerückt sein.

Eine weitere Aufgabe wäre die Vereinheitlichung der schlesischen Mundart in einem „Schriftschlesisch“. Eine Aussprache der schlesischen Mundartdichter in dieser Beziehung könnte gewiß nur förderlich sein. Mancher würde andere, vielleicht bessere Vorschläge machen können. Meine Zeilen sollen nur eine Anregung geben. Denn fängt man nicht einmal an zu laufen, so kommt man nie ans Ziel.

Nationalpolitische Erziehungsanstalt Wahlstatt

Von Joachim Wolff

Wahlstatt ist seit langem für jeden Schlesier ein Begriff. Tartarenschlacht und Herzog Heinrich, Benediktinerkloster und Dientzenhofers Barockbau, Raßbachschlacht und Marschall Vorwärts, Kadettenkorps und Hindenburg und Richthofen, Staatliche Bildungsanstalt und geistig und sportlich aktive Jugend — das sind die Etappen, in denen das Leben über dieses Fleckchen Erde hinwegrauschte. Der neue Staat erinnert sich der bedeutenden geschichtlichen Vergangenheit Wahlstats und beschließt, besonders an seine Preußentradition anknüpfend, in einer Nationalpolitischen Erziehungsanstalt sich die Jugend heranzubilden, die einmal berufen sein wird, als Führer die größte Verantwortung auf sich zu nehmen.

Schon vor Jahresfrist wurden die drei ehemaligen Kadettenanstalten Potsdam, Plön und Köslin in Nationalpolitische Erziehungsanstalten umgewandelt; den neuen Namen empfangen dann auch Lichterfelde, Naumburg und Wahlstatt am 1. Februar dieses Jahres. Indes, erst nach Ostern nahm die Umwandlung ihren Anfang, und der neue Kommandeur, Standartenführer Günther, hielt in Wahlstatt seinen Einzug.

Selten wohl war eine Jugend so gut vorbereitet, so offen und begeistert einer Umformung zugewendet wie die Wahlstats. Das hat einmal seinen Grund im organischen und folgerichtigen Aufbau auf einer guten Tradition, ein andermal in der durch bewußte Erziehung geförderten Aufgeschlossenheit und seelischen Bereitschaft allem Gesunden, Starken und Großen einer Zeitströmung gegenüber.

Ehemalige Kadetten, die Wahlstatt in den letzten Jahren besuchten, haben sich über manche Ähnlichkeit der äußeren Ordnung mit dem früheren Korpskomment gewundert. Es ist, als ob die Räume zu einer bestimmten Form der Organisation zwingen und als ob es nicht anginge, diese sehr zweckmäßige Art der Disziplin willkürlich abzuändern. Neunmal am Tage z. B. treten beide Abteilungen, nach Stuben geordnet, auf den großen Korridoren an, sei es zum Abriicken in den Eßsaal, zum Händewaschen oder Schlafengehen — und sechsmal wird dabei die Anwesenheit sämtlicher Jungen durch Meldung der Stubenältesten festgestellt. Dabei hat auf der „kleinen Abteilung“ ein Quarantaner, auf der „großen“ ein Unterprimaner Dienst, und so kommt es, daß fast jeder, der durch diese Schule geht, einmal Vorgesetzter seiner Kameraden ist und seine Qualität als Führer erproben, üben und beweisen kann. Nicht minder verantwortungsvoll ist das Amt des Stubenältesten, das an Schwierigkeit wächst, sobald er Kameraden gleichen Alters vorzustehen hat. Doch Gehorchen und Befehlen sind Tugenden, die hier oben fast allen zu Selbstverständlichkeiten geworden sind. Noch manches andere Amt, so das des Turn- und Schwimmgruppenführers, des Jungenschaftsführers, stellt den einzelnen vor die Front, und es ist daher kein Wunder, wenn man in Wahlstatt unter den Jungen viele wohlgefügte Persönlichkeiten antrifft, was an einer offenen Schule wohl immer zu den großen Seltenheiten gehören wird.



Die dem rechteckigen Klosterbau beiderseitig (1836—1838) angefügten Flügel für die Kadettenanstalt, jetzt Nationalpolitische Bildungsanstalt



Einen großen Raum im Gemeinschaftsleben Wahstatts nimmt die Musik ein. Außer einer Marschkapelle, die ihre kraftvollen Weisen erklingen läßt, üben ein Streichorchester, ein Sinfonieorchester und ein Chor mit Eifer an der Wiedergabe der Werke unserer großen Musiker



Viele große Namen zeigt die Liste der Schüler Wahlstatts, aber keiner wird mit so viel Ehrfurcht genannt wie der des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg, der 1859 – 1863 in diesem Raum wohnte und lernte



In handwerklichen und künstlerischen Arbeitsgemeinschaften außerhalb der Unterrichtsstunden. Unter den eifrigen Händen einiger Lehrer und Schüler entstand so auch das Wahlstätter Segelflugzeug „Jugend“

Wie sehr der Geist der Kameradschaft, die Liebe zu Volk und Land, der Sinn für geordnetes Leben und die Freude am sportlichen Tun immer noch in den alten Klostermauern herrschen (und wohl viel zwangloser als früher) hat mancher alte Kadett erfahren, der zu den letzten beiden Kadettentagen 1930 und 1933 Wahlstatt besuchte. Ein Heimatmuseum, an dessen Ausgestaltung Jungen, Lehrer und ehemalige Kadetten mit gleicher Hingabe mitgewirkt haben, zeugt von dem Willen, nichts von alledem zu vergessen, was von germanischer Vorzeit bis zu den künstlerischen und handwerklichen Erzeugnissen der jüngsten Vergangenheit an dieser Stätte seinen lebensvollen Ausdruck gefunden hat. — Musikzug und Spielmannszug sind mit Recht der Stolz der Anstalt; bei festlichen Anlässen, zur Parade des Kadettentages, beim HJ.-Treffen in Breslau, auf dem Marsche beweisen sie immer wieder die gute Beherrschung ihrer zweiseitigen Tätigkeit. — Daß der Sport eine hervorragende Stellung in solch einem Gemeinschaftsleben einnimmt, ist nicht weiter verwunderlich. Viele Handball- und Schlagballspiele im näheren und weiteren Schlesien haben das bezeugt. Das Geheimnis der Staffelsiege z. B. war einfach darin zu suchen, daß das wichtigste, die Stabübergabe, jederzeit geübt werden konnte und auch geübt wurde. Mit dem Turnen steht es ähnlich; im Sommer sind in keiner Pause Reck und Barren auf dem Hof verwaist, unermüdlich wird geübt. Wer im Turnunterricht nicht mitkommt, hat in den Abendturngruppen Gelegenheit, bei seinen Kameraden als Turnlehrer das Notwendige hinzuzulernen. Selten trat die gute turnerische Durchbildung der Anstalt deutlicher in Erscheinung, als beim Vergleich mit den Leistungen der 21 Neuangemeldeten, die sich in diesem Jahre außer der wissenschaftlichen auch einer Turnprüfung unterziehen mußten: keiner dieser Anwärter für die Nationalpolitische Erziehungsanstalt von Quinta bis Obersekunda reichte auch nur an den Leistungsdurchschnitt der entsprechenden Wahlstätter Klasse heran! — Nicht unerheblich zur körperlichen Ertüchtigung trägt die Schwimmhalle bei, die wohl mit das schönste Erbe der Kadettenzeit darstellt. Ehrensache ist es für jeden Wahlstätter, gut schwimmen und springen zu können. — Sogar der Skisport kommt auf seine Rechnung; im Skikeller türmen sich die Brettel und Rodelschlitten. Wir legen die Wandertage eines Halbjahres zusammen und fahren, alle 250 Mann, im Februar auf 6 Tage ins Riesener- oder Eulengebirge. Hier lernt jeder von seinen Kameraden die Brettel zünftig zu regieren, und auf einer Tagesstour kann auch der Jüngste beweisen, daß ein ganzer Kerl in ihm steckt. — Zur Zeit geht ein Segelflugzeug seiner Vollendung entgegen, an dem einzelne Jungen mit bemerkenswerter Ausdauer gearbeitet haben; einige sind in Grunau schon ausgebildet worden, und bald wird auf der Wahlstätter Höhe ein reger Flugtrieb herrschen. Eine Flugausbildung wird später auch im Motorflug stattfinden.

Das Jungvolk hat sich im Laufe des vergangenen Schuljahres in seinem Stamm aus den alten Wandergruppen heraus entwickelt; außer den Angehörigen der SA. tat in den Jungenschaften in letzter Zeit jeder seinen Dienst. Die Anstalt hatte ihr eigenes Fähnlein, eine Vorstufe zur jetzigen organisatorischen Zusammenfassung, in der es nur eine Formation gibt, und die Angehörigen der SA. und des J.V. während ihrer Zugehörigkeit zur Nationalpolitischen

Erziehungsanstalt als beurlaubt gelten. Die Einkleidung in eine staatliche Uniform bedeutet für die Jungen nichts grundsätzlich Neues, sind sie doch die einheitliche Kleidung des JB. seit langem gewohnt. Doch auch Lehrer und Vorgesetzte sind nun eingekleidet, und es ist gut, daß auch hierin die Zusammengehörigkeit betont ihren Ausdruck findet.

Sehr streng ist die körperliche Auslese gehandhabt worden und mit bangem Herzen hat mancher die ärztliche Untersuchung über sich ergehen lassen müssen. Niemand trennt sich freiwillig und gern von Wahlstatt, der erst einmal hier seine zweite Heimat gefunden hat. Nun aber sind ein schwaches Herz, ein verkürztes Bein, (allerdings auch eine miserable Zensur), Gründe genug, den jungen Menschen von dieser harten Schule der Zukunft auszuschließen. Die Nationalpolitische Erziehungsanstalt stellt in erhöhtem Maße Anforderungen an die körperliche Leistungsfähigkeit des jungen Wahlstatters, die „Heranzüchtung kerngesunder Körper“ tritt stärker in den Vordergrund der Erziehung.

Der wissenschaftlich-intellektuellen Bildung ist der Vormittag gewidmet: in 5 bis 6 Schulstunden von 40minütiger Dauer wird das Wissen eines Realgymnasiums vermittelt; ab Sexta erfolgt jetzt langsam die Umformung in eine Deutsche Oberschule. Der Tag wird eingeleitet mit einem Morgenlauf und Freiübungen auf dem Hofe. Nach dem Mittagessen ist eine einstündige Bettruhe angefügt, danach bereitet man sich in eineinhalbstündiger Arbeitszeit für den nächsten Tag vor, und in der Zeit zwischen Vesper und Abendbrot findet dann der eigentliche Tagesdienst statt: Sport- und Kampfspiele, Geländesport, Schwimmen, Reiten, Segel- und später auch Motorflug, Motorrad- und Autosport, Kleinkaliber- und Pistolenschießen. Die Hälfte der Lehrkräfte wurde schon in Geländesportlagern ausgebildet, die andere Hälfte wird folgen. Das einzige Wäldchen in der näheren Umgebung, das sich ausgezeichnet für den Geländesport eignet, soll zu diesem Zweck erworben werden. In der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten hat in unermüdlicher Pionierarbeit die gesamte Anstalt eine Reitbahn angelegt, einen schon vorhandenen Schießstand erweitert und vorbildlich ausgebaut, dazu eine Blockhütte als Unterrichtsraum für Schießlehre geschaffen. In den letzten beiden Wochen vor Beginn der großen Ferien ist ein großes Zeltlager geplant, in dem in den erprobten Formen der Jugendbewegung Kameradschaftsgeist und äußerste Selbstdisziplin zum erstenmal von der gesamten Anstalt unter Beweis gestellt werden.

Ein Sturmbannführer und ein Sturmführer sind als Geländesportlehrer und als Erzieher neu hinzugekommen: es ist dies von besonderer Bedeutung, da wieder erstmalig seit den Kadettenjahren Nicht-Philologen als Erzieher eingesetzt worden sind. Mithin steht auch die charakterliche Erziehung betont unter dem veränderten Gesichtsfeld. Es versteht sich, daß in Zukunft manche Freizeit, in der jeder ganz sich selbst überlassen war, fortfallen wird, daß der Ton militärischer, die Disziplin straffer, der Dienst anstrengender sein wird. War in Wahlstatt das Ziel bisheriger Erziehung die verantwortungsfreudige und eigengesetzliche Persönlichkeit der Volksgemeinschaft, so tritt jetzt hinzu das Ziel der Führerpersönlichkeit, die charakterlich, geistig und körperlich im nationalsozialistischen Sinne herangebildet ist. Fühlte bisher jeder Wahl-

stätter schon in jungen Jahren seine besondere Bestimmung als tätiges Mitglied einer höchst lebendigen Gemeinschaft, so lebt heute außerdem in jedem das stolze Bewußtsein, anzugehören der

Elite schlesischer Jugend.

Schlesische Arbeit der Reichsschaft der Studierenden

Von Hermann Uhtenwoldt

„Die deutsche studierende Jugend hat bisher in allen Zeiten großer nationaler Bewegungen lebendigen Anteil nehmend in den vordersten Linien mitgekämpft. Der Kampf der nationalsozialistischen Bewegung für die Organisation der neuen Führung in unserem Volk sowie für die Erziehung der Führung zum Volk und des Volkes zur Führung, für das rücksichtsvolle gegenseitige Verständnis von Geist und Kraft und die treue Brüderlichkeit der Repräsentanten der Arbeiter der Stirn und der Faust ist so gewaltig, schön und erhaben, daß die Jugend der Nation in ihm ihre höchste in die Zukunft weisende Lebensaufgabe sehen muß.“

In diesen Worten hat der Führer bei der feierlichen Verkündung der Verfassung der Reichsschaft der Studierenden am 7. Februar dieses Jahres der Arbeit der studentischen Organisationen Weg und Ziel gewiesen. Erst durch diese neue studentische Verfassung, welche im Februar in Anwesenheit des Führers von Reichsminister Dr. Frick verkündigt wurde, ist der Begriff „Reichsschaft der Studierenden“ geschaffen worden. Seitdem steht die Deutsche Studentenschaft, die 1919 von den Frontstudenten als Zusammenfassung aller Hochschulstudenten Großdeutschlands geschaffen wurde, in guter Kampfgemeinschaft mit der Deutschen Fachschulschaft, welche erst der Verfassung vom 7. Februar ihre Entstehung und Eingliederung verdankt.

Diese Zusammenfassung von Hoch- und Fachschülern in einer studentischen Organisation ist die Erfüllung einer alten nationalsozialistischen Forderung. Als der Nationalsozialistische Deutsche Studentenbund (NSDStB.) als Kampftruppe der Bewegung die Eroberung der Hochschulen begann, entstanden zugleich an zahlreichen Fachschulen Studentenbundsgruppen, welche an die Revolutionierung ihrer Schulen gingen. So umfaßte der NSDStB. von Anfang an Hoch- und Fachschulstudenten und setzte sich damit vom Beginn seines Kampfes an gegen eine Auffassung ab, welche die eifersüchtig gewahrte Eigenständigkeit des kleinsten — oft landsmannschaftlich oder herkunftsmäßig beschränkten Kreises zur Grundlage studentischen Lebens machte. Der Studentenbund beanspruchte niemals ein Eigenrecht für sich, weil er sich stets als einen Teil der nationalsozialistischen Bewegung, eben als deren Repräsentanten an den Hoch- und Fachschulen auffaßte.

Innerhalb der aufbrechenden Nation stand der NSDStB. in engster Fühlung mit den Gliederungen, welche in erster Linie zur Sammlung der jungen

Mannschaft der Bewegung bestimmt waren: zur Hitlerjugend und zur SA. Der Reichsjugendführer Baldur von Schirach war Führer des NSDStB., ehe er an die Spitze der HJ. trat. Aber der Studentenbündler stand zugleich in der SA. und führte den Kampf um die Straße Schulter an Schulter mit den Kameraden aus den Betrieben. So stand er in einer Front, die jung, kämpferisch und sozialistisch ist. In dieser Dreiecke aber liegt auch heute — eineinhalb Jahre nach der Machtergreifung — die Zielsetzung der Erziehungsarbeit begründet, welche der NSDStB. an den deutschen Hoch- und Fachschulstudenten leisten soll.

Denn der Studentenbund stellt nicht nur die Führung der Reichsenschaft bis in die kleinsten Gliederungen hinunter, er ist vor allem durch die studentische Verfassung vom 7. Februar der alleinige Träger der politischen Schulung in der Deutschen Studentenschaft wie in der Deutschen Fachschulenschaft geworden. Damit ist der Studentenbund mittragend eingebaut in die Gemeinschaft einer neuen universitas wie einer neuen Fachschule, damit wird er zugleich das berufene Bindeglied zwischen diesen beiden Bildungsstätten deutscher Jugend, welche in erster Linie dazu berufen sind, Menschen zu erziehen, welche die Revolution im Geistigen weitertreiben. Wir meinen gewiß nicht, daß der Besucher einer Hoch- und Fachschule allein auf Grund des Abgangszeugnisses einer solchen Anstalt berufen wäre, zu den kommenden „Führern des Volkes“ zu zählen, aber wir sehen doch den Beruf der hohen Schulen darin, mitzuwirken an der Bildung einer neuen geistigen Schicht, welche nicht im Fachlichen ihres Berufes stecken bleibt, sondern welche zugleich bewußter Träger dessen ist, was in uns allen instinktiv wach ist, welche begeisterten Schwung und ganz ernste und nüchterne Klarheit über den zukünftigen Weg unserer Revolution und damit des deutschen Volkes in sich paart. Erst so gefaßt, wird der ganze Ernst der Aufgaben deutlich, welche dem NSDStB. auch nach der Gründung der Reichsenschaft der Studierenden geblieben sind. Aufgaben, welche nur von einer Gliederung der jungen Mannschaft gelöst werden können, welche lebendig in der Bewegung und in der deutschen Jugend steht.

Wir mußten diese Andeutungen voranschicken, ehe wir von den besonderen schlesischen Aufgaben der studentischen Gliederungen sprechen. Denn wenn die schlesischen Studenten Hand an ihre landschaftlichen Aufgaben legen, dann ist das nicht der Ausdruck einer partikularen Interessenpolitik, sondern dann ist es bewußt eingegliedert in den gesamtvölkischen Auftrag der jungen Generation. Die Erziehung der schlesischen Hoch- und Fachschulstudenten zu deutschen Sozialisten ist die selbstverständliche Voraussetzung für die Übernahme besonderer schlesischer Arbeitsgebiete. Nur der wird beispielsweise zur Lösung der Fragestellung „Hochschule und Landschaft“ beitragen können, der sich grundsätzlich darüber klar geworden ist, daß eine Neugestaltung der Hochschule notwendig ist. Aber den sozialistischen Impuls und damit den Verzicht auf irgendwelche Interessenpolitik bringt der neue Student auf Hoch- und Fachschule mit; wer heute in die Reihen der Reichsenschaft der Studierenden tritt, der kommt aus der Hitlerjugend und ist meistens durch den Arbeitsdienst gegangen, — für den Hochschüler ist das Werkhalbjahr im

Arbeitsdienst Voraussetzung zum Besuch der Hochschule. Der Student steht selbst in der SA. und lernt hier gute Kameradschaft halten mit jungen Volksgenossen aller Berufschichten und Bildungsgrade, — er steht so in ständiger Beziehung zu der sozialistischen Volkwerdung, welche wir im Gefolge der staatlichen Umwälzung erleben. Die Reichschaft selbst hat ein Bündnis mit der NSBO. geschlossen, gemeinsame Rundgebungen und gemeinsame Arbeit haben immer wieder die Verbundenheit von Handarbeiter und Student herausgestellt. Hier hat sich vor allem die Eingliederung der Fachschulstudenten in die Reichschaft bewährt, denn der Besucher einer Fachschule steht durch Herkunft und Bildungsziel stärker in unmittelbarer Beziehung zum Arbeiter, als das meistens für den Hochschüler der Fall ist; das oft ausgesprochene Wort, daß der Fachschulstudent der gegebene Mittler zwischen Hochschulstudent und Arbeiter ist, enthält sehr viel Wichtiges. Aber weil unsere Revolution nicht die Verwirklichung irgend welcher erdachter Doktrinen ist — wie es beispielsweise eine durchgängige Verwirklichung des marxistischen oder parteikonservativen Programms gewesen wäre —, weil der Nationalsozialismus nichts anderes ist, als die Verwirklichung des geschichtlichen Auftrages, der uns aus Volk und Raum ersteht, deshalb werden wir zum Ethos dieser Revolution immer nur vorstoßen von der Raum- und Blutsinheit, in die wir hineingestellt sind, von Stammesgemeinschaft und Heimat, oder wie wir mit einem Wort sagen, das nicht im Romantischen stecken bleiben will, sondern zugleich einen politischen Inhalt bedeuten soll: von der Landschaft aus. Hoch- und Fachschule in die Landschaft einzubauen ist eine revolutionäre Aufgabe der Jungen unter ihren Gliedern, die sich überall in deutschen Landen anders stellt, die aber nirgends so ernst zu nehmen ist als im Grenzland, wo landschaftliche und gesamtdeutsche Pflichten am engsten verbunden sind. Die neue Hochschule muß ebenso wie eine erneuerte Fachschule im deutschen Osten um die Aufgaben wissen, welche sich den deutschen Grensräumen aus dem völkischen Selbstbehauptungskampf wie aus einer Zusammenarbeit der Nationen unter neuen konstruktiven Ideen ergeben.

Die studentischen Gliederungen sollen nirgends nur der Organisation dienen, sie dürfen es erst recht nicht bei uns im schlesischen Grenzland. Deshalb haben wir ausführlich von der weltanschaulichen Eingliederung der studentischen Arbeit gesprochen, ehe wir einiges über den Aufbau der Reichschaft der Studierenden in Schlesien sagen. Schlesien bildet einen der acht Kreise der Reichschaft; die Kreisführung Schlesien des NSDStB. führt zugleich die entsprechende Kreisorganisation der Reichschaft und ihrer Untergliederungen, der Deutschen Studentenschaft und der Deutschen Fachschulenschaft. Der Kreis umfaßt 4 Studentenschaften und 31 Fachschulschaften; Studentenschaften haben die Schlesische Friedrich-Wilhelms-Universität in Breslau und die Technische Hochschule der schlesischen Hauptstadt, sowie die Hochschulen für Lehrerbildung in Beuthen OS. und seit dem Sommersemester 1934 in Hirschberg — früher in Halle an der Saale. Die Fachschulschaften verteilen sich über ganz Schlesien und erfassen die verschiedensten Arten von Fachschulen. Wir nennen nur die zahlreichen Höheren Handelsschulen und

die Höheren Technischen Lehranstalten in Breslau, Beuthen OS., Gleiwitz und Görlitz; über Schlesien hinaus bekannt sind die Keramische Fachschule in Bunzlau und die Holzschnitzschule in Bad Warmbrunn, eng mit der schlesischen Wirtschaft verbunden sind die Bergschulen in Peiskretscham und Waldenburg und die Textilfachschule in Langenbielau, weiterhin haben Fachschulschaften die Fachschulen für Frauenberufe in Beuthen, Görlitz, Breslau und Hindenburg (Reitzensteinschule), das Musikseminar in Görlitz, die Laborantinnenschule in Breslau, die Krankenpflegeschule in Beuthen, die Handwerker- und Kunstgewerbeschule in Breslau und mit Wirkung vom nächsten Semester und das Landwirtschaftliche Seminar in Schweidnitz.

Daß die Reichsenschaft besondere Aufgaben in Schlesien hat, wird am deutlichsten bei der Grenz- und Auslandsarbeit, mit der eine rege Schulungsarbeit über die ungelösten Fragen des ostdeutschen Volksbodens und des nahen Ostens Hand in Hand geht. Ebenso ist der Landdienst ein besonderes Einsatzgebiet der ostdeutschen Studentenschaften; es gilt, die wirtschaftlich schwer kämpfenden Grenzgebiete im Osten des Reiches mit billigen studentischen Hilfskräften für die Erntearbeit zu versorgen. Die Landhelfer sollen aber nicht nur an der Erntearbeit teilnehmen, sie sollen auch Eingang finden in die Dorfgemeinschaft, die Volkstumsarbeit der Jungbauernschaften kennen lernen und nach Möglichkeit anregen und so von ihrem Aufenthalt in den ländlichen Grenzgebieten eine starke Verührung mit dem deutschen Bauerntum auf die Hochschule bringen.

Eine besonders schöne Aufgabe ist den ostdeutschen Studentenschaften aus dem Ostsemester der Deutschen Studentenschaft erwachsen. Die Reichsführung der D. St. hat es als Ehrenpflicht jedes deutschen Studenten erklärt, mindestens ein Semester an einer der ostdeutschen Hochschulen (Universität und Technische Hochschule Breslau, Technische Hochschule Danzig, Universität und Handelshochschule Königsberg) zu studieren. Hier erwuchs der Werbearbeit der studentischen Ämter für Presse und Propaganda ein neues Aufgabengebiet, das begeistert in Angriff genommen wurde. Besonders notwendig war eine Werbung für Breslau, denn unsere schlesische Hochschulstadt ist leider im übrigen Reich noch unbekannter als die Hochschulstädte des Nordostens. Dennoch bedeutet das erste Ostsemester für Breslau immer noch eine Enttäuschung, nur 16 v. H. der Teilnehmer gingen nach Breslau, allerdings nur 4 v. H. nach Danzig. Aber obgleich Breslau diesmal so stark gegenüber Königsberg zurücktrat, ist doch die kleine Schar, die schon diesmal zu uns kam, von Schlesien begeistert. Fahrten ins Riesengebirge, in die niederschlesischen Grenzkreise gegen Polen und nach Oberschlesien haben „unseren“ Ostsemestern die Schönheit des schlesischen Landes und die Tragik seiner Grenzfragen nahegebracht, so daß sie nach der Rückkehr in ihre Heimat gute Aufklärungsarbeit über Schlesien leisten können. Das zweite Ostsemester, das hoffentlich Schlesien stärker berücksichtigen wird, wird wieder durch die studentische Werbearbeit vorbereitet werden, welche also auch in den Ferienmonaten keinen Stillstand finden darf.

Mittel der politischen Schulung der schlesischen Studenten und zugleich der Werbung für Schlesien und seiner Hochschulen ist die Zeitschrift des Kreises,

die „Schlesische Hochschulzeitung“. Von einer Beilage in einer privaten Zeitschrift konnte sie in anderthalbjähriger Arbeit zu einem Blatt ausgebaut werden, das über die Grenzen Schlesiens hinaus steigende Beachtung findet. Gerade hier werden die landschaftlichen Aufgaben des schlesischen Studenten herausgestellt. Wir erinnern nur an die ständigen Beilagen „Blick über die Grenzen des Reiches“ und „Schlesische Volkstumspflege und Heimatkunde“. Die in der Julifolge begonnenen Auseinandersetzungen über die Fragestellung „Hochschule und Landschaft“ werden anregend sein für die drängendste Aufgabe, welche die schlesischen Studenten in Zusammenarbeit mit der Hochschule selbst, mit den Gliederungen der Bewegung und mit den Volkstumsorganisationen zu lösen haben werden: die Hochschulen in eine neue Beziehung zu dem zu setzen, was heute überall im schlesischen Land in Stammeskultur und landschaftlichem Aktivismus wächst. Wir wissen, daß diese Beziehung zum Kulturleben der Heimat zugleich Gräben überbrücken wird, welche den Studenten von anderen Volksschichten getrennt haben. So mündet auch hier die landschaftliche Aufgabe in die sozialistische ein.

Flaggenruf

Einig beim Anblick der Not,
trutzig in Treue und Tat,
kerbten wir unser Gebot,
Freiheit und Glauben und Tod,
in den granitenen Pfad.

Nun aus dem Boden entspringt
all die erblutete Kraft,
sammelt die Schar sie und singt,
sieghaft und stark und beschwingt,
bis sie das Größte erschafft.

Das ist lebendiger Geist.
Das ist die Trommel im Feld!
Und aneinandergeschweift
hämmern den Eid wir, der heißt:
Hart, bis die Waffe zerschellt!

Wolfgang Schwarz.

Für empfindliche Zeitgenossen

Immer viel, ja nicht zu wenig
Will der Bettler wie der König.
Jeder deshalb habe acht,
Daß im Glück, bei Geld und Macht
Nicht unverhofft, eh' er's bedacht,
Der Kerl in ihm sei umgebracht!

Waldemar Glaser.

NS.-Kulturgemeinde

Zwei Dinge sind es, die der neugegründeten NS.-Kulturgemeinde innerhalb des schlesischen kulturellen Lebens eine besondere Stellung verleihen:

1. Die Erfassung aller kulturinteressierten Volksgenossen in einzelnen Besuchergemeinden.
2. Die aktive Mitarbeit der kunstschaffenden Volksgenossen in einzelnen Arbeitsgemeinschaften.

Diese Zweiteilung des Aufgabengebietes ergab sich zwangsläufig aus dem Zusammenschluß der Theaterbesucher-Organisation „Deutsche Bühne“ und des „Kampfbundes für Deutsche Kultur“, der — wie ja sein Name sagt — in dem aktiven, kämpferischen Wirken seiner Mitglieder für eine neue deutsche Kultur seine Aufgabe sah. Aber auch die „Deutsche Bühne“ war nicht allein eine wirtschaftliche Angelegenheit. Im Gegensatz zu der roten „Volksbühne“ und dem zentriemlichen „Bühnenvolksbund“ hat sie seit ihrem Bestehen stets ihre kulturpolitischen Bestrebungen in bezug auf die Neuformung des deutschen Theaters in den Vordergrund gestellt. Ihr Ziel war und ist es heute noch, durch die Ausgabe verbilligter Eintrittskarten das Theater jedem Volksgenossen zugänglich zu machen und aus den durch das Abonnement zum Theaterbesuch verpflichteten Volksgenossen eine in sich geschlossene Gemeinde zu schaffen, die in der Lage ist und den Willen hat, auf den Spielplan unserer Theater mitbestimmend einzuwirken.

Die „Deutsche Bühne“ wäre von Herzen froh, wenn sie diese letzte Betätigung endgültig an den Nagel hängen könnte, und sie wird es in dem Augenblick tun, da der Spielplan unserer Theater keinen Anlaß zu Beanstandungen mehr gibt. Sobald aber ein Intendant auch nur in einem Falle von dem im neuen Deutschland durch die Idee der nationalsozialistischen Bewegung eindeutig vorgezeichneten Wege abweicht und einen Autor zu Worte kommen läßt, der von der Bewegung abgelehnt wird, hat die „Deutsche Bühne“ nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, mit den ihr zu Geboten stehenden Mitteln die Absetzung des Werkes zu erzwingen. Diese Art von „Überwachung“ mag manchem Theaterleiter unbequem oder gar unwürdig erscheinen, aber sie ist nichtsdestoweniger notwendig, solange die äußere Zugehörigkeit zu der Partei nicht durch die innerliche Gleichhaltung ergänzt wird und Intendanten und

Theaterdirektoren an verantwortlicher Stelle wirken, die bewußt oder unbewußt art- und volksfremden Einflüssen auf den deutschen Bühnen ein allzu williges Ohr leihen.

Auf andern Gebieten hat bisher diese Überwachungsarbeit der „Kampfbund für deutsche Kultur“ geleistet, der sein Augenmerk insbesondere auf die Verküpfung von Kunst und Kultur gerichtet hat. Im künftigen Zusammenwirken beider Organisationen innerhalb der NS.-Kulturgemeinde ist daher in dieser Hinsicht eine erfolgreiche Arbeit zu erwarten.

Es ist bereits angedeutet worden, daß die Führer der NS.-Kulturgemeinde hoffen, die Überwachung des kulturellen und geistigen Lebens werde infolge der von Jahr zu Jahr sich steigenden Intensität des nationalsozialistischen Bewußtseins im deutschen Volke den kleinsten Teil ihrer Arbeit ausmachen. Denn es harren der NS.-Kulturgemeinde ganz andere ebenso wichtige Aufgaben.

Zunächst gilt es, den rein organisatorischen Aufbau der NS.-Kulturgemeinde zu sichern und durch ihn das Fundament für die praktische Arbeit zu schaffen. Auf der Reichstagung des Reichsverbandes „Deutsche Bühne“ in Eisenach, die man in letzter Minute zu einer Tagung der kurz vorher ins Leben gerufenen NS.-Kulturgemeinde ausgestaltete, wurde verkündet, daß die Organisation sich streng nach der politischen Organisation der Partei richten werde. Nur die für ewige Zeiten vorbildliche, einzigdastehende Gliederung der Partei schuf die Möglichkeit, die politische Idee in alle Schichten des Volkes und in alle Gegenden unseres Vaterlandes zu tragen; und nur die strenge Befolgung der dort zur Anwendung gelangten Grundsätze garantiert den gleichen Erfolg bei der Verbreitung der kulturpolitischen Idee. Eine Neuerung ergab sich aus dem Zweck der NS.-Kulturgemeinde: die Ortsgruppen einer Stadt, bzw. die Ortsgruppen einzelner Ortschaften sind zu sogenannten Ortsverbänden zusammengeschlossen, die als Veranstaltungsorte fungieren und die somit die eigentlichen Kulturträger darstellen.

Innerhalb des einzelnen Ortsverbandes bestehen nun die verschiedenen Besuchergemeinden. Es gibt 1. die Theaterbesuchergemeinde (Deutsche Bühne), 2. die Konzertgemeinde, 3. die Filmgemeinde, 4. die Vortragsgemeinde, 5. die Gemeinde für bildende Kunst und 6. die Fördergemeinde.

Aufbau, Ziel und Zweck der Theatergemeinde sind durch das bisherige Wirken der „Deutschen Bühne“ allgemein bekannt. Die Konzertgemeinde verfolgt dieselben Bestrebungen auf dem Gebiet des Konzertwesens. Ebenso verhält es sich mit der Film- und Vortragsgemeinde.

Die Gemeinde für bildende Kunst setzt sich aus Volksgenossen zusammen, denen durch monatliche Beitragszahlung der Erwerb von Bildern und Plastiken deutscher Künstler ermöglicht werden soll.

Die Fördergemeinde endlich nimmt alle die Volksgenossen auf, die aus irgendeinem Grunde sich nicht an ein Abonnement binden können, die aber dennoch der NS.-Kulturgemeinde beitreten wollen.

In Breslau

besteht im Augenblick neben der schon vorhandenen Theaterbesuchergemeinde „Deutsche Bühne“ vorerst nur die Konzertgemeinde, die ihre Geschäftsstelle im Konzerthaus, Gartenstraße 39/41 (Eaden), errichtet hat. In Zusammenarbeit mit der städtischen Musikberatungsstelle ist eine großzügige Werbung in die Wege geleitet worden. Hunderttausende von Flugschriften sind in diesen Tagen unter das Publikum verteilt worden. Ein Heer von Werbern ist an der Arbeit, der Konzertgemeinde neue Besucher zuzuführen. Die gesamte Werbung, die ihren Höhepunkt in einer **W e r b e w o c h e E n d e A u g u s t** findet, wird in engster Zusammenarbeit mit der „Deutschen Bühne“ durchgeführt, die schon dadurch zum Ausdruck kommt, daß jedes Mitglied der „Deutschen Bühne“ Gelegenheit zum verbilligten Konzertbesuch hat und jedes Mitglied der Konzertgemeinde Gastkarten für die Breslauer Theater durch die „Deutsche Bühne“ erhält.

Besondere Erwähnung verdient die vorbildliche Einrichtung des bei beiden Gemeinden eingeführten Volksringes, in dem die Volksgenossen mit einem Monateinkommen bis zu 100 Mark zusammengefaßt sind. Hier ermöglichen allerbilligste Eintrittspreise auch dem Ärmsten der Armen den Besuch wertvoller Theaterveranstaltungen und Konzerte, wobei nur die besten Plätze vergeben werden.

Alles Nähere, insbesondere Programm und Preise sind aus den Werbeschriften der „Deutschen Bühne“ und der Konzertgemeinde zu ersehen, die in der Geschäftsstelle der „Deutschen Bühne“, Gartenstraße 49 und in der Geschäftsstelle der Konzertgemeinde, Gartenstraße 39/41, Konzerthaus, zu erhalten sind.

An alle Volksgenossen ergeht heute die Forderung, der NS.-Kulturgemeinde beizutreten.

Wofür sich der Einzelne entscheidet, bleibt ihm überlassen.

Die „Deutsche Bühne“ ruft zum Theaterbesuch auf, um den Gedanken zu verwirklichen: Deutsches Volk will deutsche Bühnenkunst. Ihre Forderungen sind klar. Sie will deutsche Kunst und lehnt alles Volksfremde ab. Sie hält es mit den Worten des Führers: Das Beste ist für unser Volk gerade gut genug.

Die Konzertgemeinde will eine Neubelebung des Breslauer Konzertlebens herbeiführen. Sie will alle musikliebenden Volksgenossen in sich vereinen. Sie wird die stärkste Förderin der Musik in unserer Heimatstadt Breslau sein. Sie wird insbesondere eine Unterlassungssünde der letzten Zeit wieder gutmachen: sie wird die schlesischen Künstler fördern. Darum, Volksgenossen, tut Eure Pflicht!

Herbert Mens.

Werdet Mitglieder der NS.-Kulturgemeinde!

Der schlesische Rundfunk

Ehrenvolle Auszeichnung

Der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, Dr. Goebbels, hat den Intendanten des Reichsenders Breslau, Pg. Hans Krieger, zum Beisitzer der Filmprüfungsstelle zu Berlin ernannt.

Nachwuchs von Funkberichtern

Von Rudolf Herbert Knittel

Der Reporter — oder besser gesagt Bericht-erstatte — ist eine Erscheinung des öffentlichen Lebens, die schon seit Jahrhunderten besteht. Die Formen der Berichterstattung haben sich nur geändert, die Anforderungen sind andere geworden — sonst nichts.

Der Rundfunk kam auf, und es war selbstverständlich, daß auch er im Laufe der Jahre eine eigene Form der Berichterstattung finden würde. Er fand sie schneller, als wir alle ahnten. In Zusammenarbeit mit der Technik war es durch die Wachsnehde-einrichtungen möglich, den Reporter unabhängig von Zeit und Sendung zu machen. Aus anfänglichen kleinen Sportfunkberichten entwickelten sich dann die großen Industrie-reportagen, die Funkberichte von allen nur erdenklichen Ereignissen, von der Landschaft ebenso wie von der Stadt — von großen Konferenzen und Feierlichkeiten, Aufmärschen — kurzum, der Rundfunk war ohne die lebendige persönliche Übermittlung all unserer wichtigen und interessanten Zeitgeschehnisse überhaupt nicht mehr denkbar. Immer stärker entwickelten sich die Zeitfunkabteilungen der einzelnen deutschen Sender, immer erfunderischer wurde die Technik und immer länger die Programmzeiten. Es war also möglich, alles auf die größer werdenden Anforderungen einzustellen — nur an einem Punkte war man etwas bedenklich — am Menschen. Man hatte nämlich nicht mehr genügend gute Reporter, oder wie es im Rundfunk-Deutsch heißt: Funkberichter! Wohl waren die einzelnen deutschen Sender mit guten zuverlässigen Reportern besetzt, die sich in der Hörerschaft im Laufe der Jahre einen Namen gemacht haben, sie verfügten auch über ein oder zwei gute Mitarbeiter, die sie unterstützen konnten — damit aber war es dann Schluß. Wie sollte die von der jetzigen Rundfunkführung herausgegebene Parole: „Mit dem Mikro-

phon unter das Volk“ in der Praxis durchgeführt werden? Wie sollten nun die großen Stafflereportagen durchgeführt werden, wie sie nach dem Umsturz immer wieder von der Reichssendeleitung eingesetzt wurden? Man zog in diesem Falle dann alle bekannten Reporter des deutschen Rundfunks zusammen, und behalf sich auf diese Weise. Aber damit war das Übel nicht beseitigt. Dem Laien wird diese Maßnahme insofern unverständlich sein, als er annimmt, daß infolge der Arbeitslosigkeit dem Rundfunk genügend Kräfte zur Verfügung stehen müßten. Gewiß — Interessenten gibt es in Massen. Die Erfahrung hat aber gezeigt, daß 99 Prozent davon unbrauchbar wären! Der Beruf des Funkberichterstatte ist nun doch nicht so einfach, wie es sich der Hörer am Lautsprecher denkt. Die meisten merken nämlich erst in dem Augenblick, wenn sie ins Mikro Sprechen sollen, die großen Schwierigkeiten. Man muß gut Sprechen können, das Gesprochene muß Hand und Fuß haben, kleine Pausen müssen überbrückt werden, der Hörer muß durch die Worte des Funkberichter in die Lage gebracht werden, das plastisch vor Augen zu haben, was auch der Funkberichter sieht usw. Dabei immer geistesgegenwärtig sein. Mit einem „Aussuchen“ und „Anstellen“ war also nichts zu machen. Es mußte eine systematische Schulung einsetzen.

Als einer der ersten deutschen Sender zog der Reichsender Breslau aus der entstandenen Situation seine Konsequenzen. Die Zeitdienstabteilung eröffnete unter Leitung von Dr. Fritz Wenzel im Jahre 1933 eine „sogenannte Reportererschule“, nachdem man die Interessenten vorher auf ihre „Eignung an sich“ geprüft hatte. Diese Prüfung ging folgender Maßen vor sich: der angehende „Funkberichter“ kam in eine Art Kinoraum, wo ein kleiner Filmapparat die Ufawochen-

Schau auf einer Leinwand abrollen ließ. Der Neuling hatte nun wirklich gute Gelegenheit, seinen Talenten freien Lauf zu lassen. Denn die Wochenschau zeigte wenigstens 6 bis 7 verschiedene Bilder, damit auch ebenso verschiedenartige Themen, so daß für jeden mindestens ein passendes Thema abfallen mußte. Da gleichzeitig alles auf Wachs genommen wurde, konnte sich nachträglich an Hand der Platten der Prüfling selbst von seinen Leistungen überzeugen. So manch einer der überschwenglichen Sprecher ist dabei etwas bleich geworden. — Hatte man auf diese Weise die Spreu vom Weizen geschieden, so kamen die Anwärter nun in die schon genannte Reporterschule zur Weiterbildung. Nach Übungen vor dem Mikro im Sendehaus wurde der Schüler dann vor praktische Aufgaben außerhalb des Hauses gestellt. Auch hier ist die Platte ein wertvolles Hilfsmittel, denn an ihr können die Schüler ihre Fehler und Fortschritte am besten ermaßen. In praktischer Auswertung der 1933 ins Leben gerufenen Reporterschule des Reichsenders Breslau sind seither schon oft Schüler des Reporterlehrganges bei Funkberichten eingesetzt worden. Zu gleicher Zeit wurde übrigens auch im Bezirk des Nebensenders in Gleiwitz eine ähnliche Reporterschule eingerichtet; im Februar 1934 außerdem noch eine Schule für Sportsprecher, die ebenfalls gute Erfolge zeitigte.

Nach all diesen Einzelbestrebungen zur Hebung des Nachwuchses guter Funkberichter war es nicht zu verwundern, daß schließlich die Reichsendeleitung, bzw. der Reichsverband deutscher Rundfunkteilnehmer eine große Aktion unternahm, um das so überaus wichtige Problem von hoher Warte aus anzufassen. Es kam die Parole: „Wir suchen den besten Rundfunksprecher“, die zu einem Wettbewerb in allen deutschen Gauen führte. Alle schlesischen Kreisgruppen des RDR. wählten in öffentlichen Veranstaltungen ihren besten Sprecher. Diese öffentlichen Veranstaltungen waren im Durchschnitt alle gut besucht. Das Publikum bewies damit, daß alles was mit dem Rundfunk zusammenhängt, unter der Hörerschaft immer eine ganz besonders gute Resonanz hat.

Man fing meistens um 8 Uhr schon mit Tanz an und hat dann von den Kabarettnummern im Laufe des Abends nur ein Minimum gebracht, um die Besucher nicht vorher zu ermüden. Die zehn Besten des Gaues versammelten sich dann Anfang Juli im Funkhaus. Ein jeder mußte in der Stadt, im Zoo, auf dem Flughafen, im Stadion usw. eine kleine Reportage durchführen, sein Können erneut unter Beweis stellen, um dann „auf Platte“ im Endspurt

der Hörerschaft Schlesiens durch den Rundfunk vorgestellt zu werden. Und der Beste Schlesiens wandert dann weiter nach Berlin, um in den praktischen Dienst als Funksprecher des Rundfunks zu treten oder auf Abruf bereitzustehen. Denn wir brauchen, wie schon eingangs erwähnt, einen großen Stab wirklich einwandfreier Funkreporter, um den kommenden Aufgaben des Rundfunks zu genügen.

Was nun den Wettbewerb in Schlesien anbelangt, so sind einige Einzelheiten noch sehr aufschlußreich. Der Reichsender Breslau, der — wie aus den bisherigen Ausführungen deutlich hervorgeht — direkt Tradition auf dem Gebiete der Reporterausbildung besitzt, hat sich des Wettbewerbes besonders liebevoll angenommen (zumal Intendant Kriegler auch gleichzeitig Gaufunkwart des Gaues Schlesiens der RSDAP. ist). Bis auf ganz geringe Ausnahmen ist fast von allen Kreisgruppen des RDR. die Prüfung der Funksprecher mit Hilfe des Films vorgenommen worden, also ähnlich wie bei der Reporterschule.

Bei diesen öffentlichen Veranstaltungen lief in einer Tanzpause als Film entweder eine Wochenschau, ein Landschaftsfilm, ein Sportfilm, Filme über politische Aufmärsche oder dergleichen von etwa 20 Minuten Dauer. Zu jedem dieser Filme sprachen dann ungefähr 5—6 Prüflinge. Den Prüflingen wurde vorher mitgeteilt was der Film zeigt und sie konnten sich aussuchen, zu welchem Film sie sprechen wollten. Der Prüfling wurde nun unter das Publikum mitten in den Saal gestellt und lediglich durch eine spanische Wand von den Besuchern getrennt. Es war das deshalb nötig, um die Besucher wirklich vorurteilslos urteilen zu lassen. Außerdem sprach der Prüfling nun nicht direkt in den Saal, sondern in ein Mikrofon. Im Saal waren dann 2 oder 3 Lautsprecher aufgestellt und man hörte die Stimme des Prüflings durch den Lautsprecher. Auch dies war von ganz besonderer Bedeutung, denn es steht ja fest, daß die Stimme im Lautsprecher anders klingt als gewöhnlich. Da auch beim Film ständig die Bilder wechseln, genau so wie bei hunderten von Funkberichten in der Praxis, so mußte sich der Prüfling immer sofort umstellen. Das Publikum sah ebenfalls den Film abrollen und es konnte nicht passieren, daß der Prüfling etwas anderes erzählte, als tatsächlich auf dem Film zu sehen war. Auf diese Weise konnten auch bald die besten Sprecher ermittelt werden. Anders eine Methode, die hauptsächlich in Berlin Anwendung fand: die Reporterschüler standen hinter einem Vorhang und mußten in freier Rede etwas ins Mikrofon erzählen — wobei die Möglichkeit

vorherigen Einstudierens bestand und eine genaue Prüfung der Fähigkeiten illusorisch wurde! Vor praktische Aufgaben gestellt, haben die auf diese Weise geprüften Kandidaten restlos versagt. Hier zeigte sich, daß die Methode, wie sie der Reichssender Breslau schon vor Jahren durchführte, weit aus überlegen war. —

Interessant sind auch die Zahlen im Rundfunkprecher-Wettbewerb! Im Gau Schlesien haben sich insgesamt 292 Anwärter gemeldet, wovon 216 teilnahmen. Oberschlesien hatte die stärkste Beteiligung mit 106. In Mittelschlesien waren es 62 und in Niederschlesien 48, die vor dem Mikro standen. Die Preisrichterkommission bestand aus:

1. Hans Krieglger, Gau-Funkwart und Intendant des Reichssenders Breslau,
2. Kurt Machner, Untergaufunkwart des Untergaues Oberschlesien,
3. Herbert Schuch, Untergaufunkwart des Untergaues Mittelschlesien,
4. Ernst Winkelmann, Untergaufunkwart des Untergaues Niederschlesien,
5. Dr. Fritz Wenzel, Leiter der Abteilung Zeitfunk beim Reichssender Breslau,
6. Dr. Erich Weidner, stellvertretender Leiter der Abteilung Zeitfunk beim Reichssender Breslau.

Sie stellten fest, daß von insgesamt 216, ungefähr 15 Funkprecher zu verwenden sein werden. Sie verteilen sich gleichmäßig auf Ober-, Nieder- und Mittelschlesien. Ganz Schlesien — und das ist nun der Erfolg des Rundfunkprecher-Wettbewerbes — wird jetzt mit einem Netz von guten Reportern überzogen, so daß es möglich ist, tatsächlich zu jeder Zeit ohne personelle Schwierigkeiten Funkberichte aus dem letzten Dorf und aus der letzten Hütte zur Sendung zu bringen. Im Laufe der Zeit wird ein Stab junger, brauchbarer Funkberichter bereitstehen und auf Arbeit warten. Die Lücke im Nachwuchs ist geschlossen.

Propaganda, Sache des Rundfunks

Man lege sich einmal zwei Fragen vor, zwei Fragen, die der politische Soldat, das ist der Mensch unserer Gegenwart, beantworten kann, die unerhört aktuell sind und deren Lösung eigenartigerweise schon in geschichtlichem Abstand gesehen werden kann. Wie war es möglich, daß sieben deutsche Männer eine Millionenbewegung aus dem Boden stampfen und Deutschland ein neues Gesicht gaben?

Wie ist es möglich, daß ein einziger Mann, Adolf Hitler, Führer des 65 Millionen-Volkes der Deutschen, mit jeder seiner großen öffentlichen Rede die ganze Welt aufhorchen läßt?

Gleichgültige, „Unpolitische“ oder gar Vorsichtige versuchen sich um die Beantwortung obiger Fragen zu drücken oder wenigstens herumzudrücken, indem sie alle möglichen Gründe dafür angeben, die sehr harmlos sind, die aber nur auf jeden x-beliebigen Zeitgenossen passen würden. Man sagt „Zufall“, „Glücksfalle“. Man versucht sich den großen geistlichen Umbruch der deutschen Gesellschaft zu erklären, indem man angibt, die wirtschaftlichen Verhältnisse hätten das alles letzten Endes bedingt. Man versucht also, mit rein äußerlichen Mitteln, direkt mit historisch-materialistischer Dialektik etwas zu erklären, was in der Tiefe geschichtlichen Lebens begründet liegt und ein Lebenswunder ist; ein Vorgang, der aus Bezirken hervorbringt, die eine rationalistische Schulweisheit nie wird erklären können.

Sehen wir jetzt an die Beantwortung der beiden obigen Fragen! Wir erkennen, daß es sich für den Deuter und Erklärer dieses Lebenswunders zunächst um folgende Zwischenfrage handeln wird:

Wie haben jene Männer und der Führer insbesondere versucht, wie haben sie es durchgeführt, die neue Idee des Nationalsozialismus aus einem kleinen Kreise in die Öffentlichkeit hinauszutragen — soweit, daß heute der ganze Erdkreis davon erfüllt ist? Es gibt ein einziges Wort, das dieses Geheimnis lüftet. Dieses Wort war vor dem 30. Januar 1933 da und spielte schon im Wirtschaftsleben die größte Rolle. Die Vertreter der Novemberrepublik und schon vorher die Männer der sogenannten wilhelminischen Ära kannten es, wandten es aber nicht an und wenn sie es versuchten, dann tat es keine Wirkung:

Propaganda! Propaganda!

Adolf Hitler hat in seinem Buch „Mein Kampf“ einwandfrei nachgewiesen, daß die deutsche Regierung in den Kriegsjahren 1914 bis 1918 unfähig war, Propaganda zu treiben, das heißt in diesem Falle, der Auslandshefte gegen Deutschland den Kriegslügen unserer damaligen Feinde Entsprechendes auf propagandistischem Gebiete entgegenzusetzen. Wohl gab man von Seiten der kaiserlichen Regierung verschiedene Parolen aus, beispielsweise die Mahnung: „Durchhalten!“ Unbedingt ein Begriff der moralischen Verpflichtung für ein Volk, das die ganze Welt zum Feinde hatte. Aber das Volk, also diejenigen, die es anging und in deren Herzen es leben sollte, nahm es nicht ganz ernst. Es fehlte etwas; das Kommando war zwar da, jedermann wußte, daß der Bestand des deutschen Reiches auf dem Spiele stand, aber der letzte Sinn — dazu reichte es nicht.

Auch die Novemberrepublik versuchte sich manchmal in dieser Richtung. Aber hier

kamen nur noch Schlagworte zum Vorschein. Man könnte jetzt einfach sagen: „Das Alte mußte fallen, weil es eben überlebt war!“ Doch das besagt noch gar nichts.

Wir wissen heute, der Nationalsozialismus konnte nur deswegen zur großen deutschen Bewegung werden und Adolf Hitler nur deswegen die gesamte Welt revolutionieren, weil er eine neue Idee

brachte. Das klingt so einfach, ist so einfach und besagt alles. Die neue Idee ist zugleich Wiedergeburt des deutschen Wesens und für die Welt die große außenpolitische Parole des deutschen Volkes. Nationalsozialistische Propaganda ist mit der Idee, die sie vertritt, und nach außen kund gibt, untrennbar verbunden. Die neue politische Propaganda ist ohne die Idee vom deutschen Volke nicht möglich. Deutsche Propaganda ist Wahrheit, Bekenntnis und Predigt. Deutsche Propaganda verkündet der ganzen Welt den Willen des neuen Reiches zum inneren Aufbau und friedlicher Gesinnung. Mit dem Nationalsozialismus haben wir die neue Idee und damit den notwendigen Gehalt, die notwendige Grundlage für eine wahrhafte Propaganda.

Es ist nicht blinder Zufall, daß erst vor 10 Jahren der Rundfunk das Licht der Welt erblickte und daß gerade die jungen nationalsozialistischen Kämpfer — mit besonderer Betonung Dr. Joseph Goebbels — ihr Augenmerk auf dieses neuartige Institut richteten. Die Leute vom „System“ verpaßten in der Beziehung alles. Sie wußten nichts mit dem Instrument anzufangen und machten ein Kabarett daraus, auf dem ihre Asphaltliteraten und Jazzverbrecher unanständige Sprünge machten. Ein gutes Zeichen für die Gesundheit des Volkes: der gesunde deutsche Mensch stand abseits und machte die Satyrspiele nicht mit. Raßemusik und Viteratenschmuck gingen ihm nicht ins Gehör. Er fühlte das Fremde und Kranke, das ihn daher nicht (wörtlich genommen) ansprechen konnte.

Mit dem 30. Januar 1933 änderte sich die Sachlage von Grund auf.

Zum Propagandainstrument des neuen Reiches wurde der Rundfunk.

Schon vor dem 30. Januar 1933 sprachen einzelne Vertreter des demokratischen Systems vereinzelt im Rundfunk. Die Wirkung war gleich Null. Erst mit dem Augenblick, als Adolf Hitler die Führung des deutschen Volkes übernahm, horchte das deutsche Volk und mit ihm die gesamte Welt auf. Es waren neue Töne, die aus den Lautsprechern kamen. Es waren Worte, die wohl von den einzelnen gehört und erfasst wurden, im ganzen aber eine Gemeinschaft trafen und immerwäh-

rend neu schufen. Es wurden niemals Brot und Spiele oder sonstige äußerliche Beruhigungsmittel versprochen, sondern aus jedem Lautsprecher drangen Töne und Worte so gewaltig in das Herz der Hörenden, daß alle glaubten, selber gesprochen zu haben. Jeder Einzelne in seinen Sorgen, in seiner täglichen Last und in seiner Sehnsucht hörte sich selbst sprechen. Die Völker der Erde, die noch im Liberalismus schmachteten, hörten in solchen Augenblicken den geistigen Befreier von ihrem eigenen Druck. Man hat gesagt:

Adolf Hitler ist der Sieger im Äther.

Und das mit Recht. Es gibt heute keine weltpolitischen Intrigen mehr, keine dunklen Kabinettsgeheimnisse, verschwunden ist der Typ des schleichenden Diplomaten, der dunkle politische Geschäfte macht. Politisch Lied ist kein garstig Lied mehr. Adolf Hitler hat das alte abscheuliche politische Geschäft seiner anonymen Charakterlosigkeit enthoben. Durch den Rundfunk hat er der gesamten Welt öffentlich das Getriebe der großen Politik und die wahre Situation des gewaltigen Gegenwartsgeschehens aufgezeigt. Jeder, der diese Erde bewohnt, hat die Möglichkeit, alles das selbst mit eigenen Ohren zu hören. Zeitungen kann man verbieten, aber die Radiowellen lassen sich nirgends und von keiner Macht aufhalten. Die Wahrheit läßt sich nicht mehr fälschen. Das deutsche Volk und die Völker dieser Erde haben heute die Möglichkeit, sich selbst zu entscheiden. Sie sind nicht mehr auf diese oder jene heßende und verlogene Weltpresse, die sich immer in gewissen Händen befindet, angewiesen und brauchen sich nicht mehr von irgend welchen obskuren Journalisten deren unmaßgebliche Meinung vorkauen zu lassen. In dieser Beziehung ist das Leben heute einfach geworden. Man geht an den Lautsprecher, dreht an und überzeugt sich selbst. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Dr. May.

Das neue Gesicht der Unterhaltung

Das Gebiet der Unterhaltung ist schon lange das Sorgenkind aller künstlerischen Institutionen. Insbesondere das Rieseninstrument des Rundfunks sieht sich wie kaum ein anderes Instrument vor die Notwendigkeit gestellt, sich mit der einen breiten und wichtigen Teil des Programms einnehmenden Unterhaltung in starkem Maße zu beschäftigen. Das spricht sich leicht — doch ist die praktische Ausführung dafür um so schwerer. Vergangene Anschauungen sahen in dem Begriff „Unterhaltung“ eine Sache, die man nebenbei so eben machen muß, die Lücken

füllt, Verlegenheiten überbrückt, — mithin ein notwendiges, aber durchaus nicht ernst zu nehmendes Übel. In diesen Rahmen paßte prächtig auch das Werturteil über die unterhaltende Materie als Bierulk, Kaulauer, als Conferencegeschwätz, als Posse, Schwank — kurzum die ganze platte, hohle und billige Grimasse, die man zusammen mit ihren Brüdern der überspitzten Intellektualität und der verkitschten Postkartenromantik, als „Unterhaltung“ ansah.

Der grundlegende Neuaufbau des Gesamtbegriffs der Unterhaltung erhält sowohl innerlich wie äußerlich sein Fundament durch die grad vollzogene Umschichtung der ganzen Rundfunkstruktur in deren eigenem Körper. Das Fallen der Vielzahl der Ressorts und ihre Zusammenfassung in vier große Abteilungen (Kunst, Zeitsunk, Unterhaltung, Wissen und Weltanschauung) zog bewußt den Unterhaltungsbegriff in weit stärkerem Maße rein anschaulich in den Programmaufbau ein. Spannte den Radius viel weiter und umfassender als jeher. Und brachte den ganzen Begriff des Unterhaltenden auf eine völlig neue Formel. Eine Formel, die weit in jenes Gebiet hineinreicht, das bisher dem Ausdruck Kunst und sogar Schwere Kunst vorbehalten war.

Diese Tatsache schafft ganz neue Bedingungen und Gegebenheiten, ganz neue Perspektiven und Voraussetzungen, die zusammengekommen das Gesicht der funktischen Gesamtstruktur wesentlich und bestimmend beeinflussen werden und sollen.

Das Gebiet der Unterhaltung umfaßt nach dieser neuen Orientierung nicht nur die sogenannten und üblichen Bunten Abende, Schallplattenkabarets und sonst dergleichen. Ihm unterstehen künftighin beispielsweise auch alle Unterhaltungskonzerte, öffentliche Singabende usw. Viele volkstümliche Sendungen, wesentliche Teile der Arbeiter-sendungen, der Hörspiele, Hörwerke. Auch die Tanzmusik, die eine neue Lösung für die endgültige Abkehr von der exzentrischen Form des Jazz versuchen will. Die Grenzen zu der Abteilung der Kunst sind nicht scharf gezogen. Sie sollen absichtlich biegsam, nicht starr, sondern elastisch sein und bleiben. Im Sinn einer großen Zusammenarbeit. Nicht einer steifen und fremden bürokratischen Ressortgetrenntheit.

Diese neuen Ideen um den Unterhaltungsbegriff suchen die Verwirklichung ihrer geistigen Struktur naturgemäß auf möglichst neuen Wegen. Besonders das heikle Kapitel des Humors soll intensiver und an die alte Menschenhehnjucht nach dem Vachen anknüpfend gepflegt und ausgebaut werden. Aber es soll ein gesunder Humor sein, ein nützliches und gesundes Vachen. Sagen wir ruhig: eine Art Wilhelm-Busch-Renaissance.

Dem Sinne nach. Verb, volkstümlich, bewußt ohne übertriebene Prüderie, bewußt ohne überspitzte, überästhetische Floskeln. Man muß dabei ganz unwillkürlich an die alten, derben, handfesten Narrenspiele, an die kernigen Vergnüglichkeiten mit ihrer derben, zupackenden Sprache denken. Und an eine ganze Art des Humorigen, die in den ganzen letzten Jahrzehnten zu Unrecht von einem überzüchteten Intellekt immer mehr und mehr verdrängt wurde. Dabei soll der Geist, das geistvolle Moment, durchaus nicht zu kurz kommen. Wenn auch nicht im Sinne psychoanalytischer literarischer Sackgassen. Ein politisches Kabarett ist geplant. Und in diesem Sinne noch mancherlei.

Von heutiger lustiger Literatur soll nur das wirklich Gute und Wertvolle verwendet werden. Jenes, das wert ist, das man es gebraucht — weil es etwas zu sagen hat. In diesem Rahmen will man nach dem Goebbelswort auch versuchen, den unbekannteren Mann aus der Provinz zu fördern, und junge Kräfte, die etwas können, zu entdecken. Daneben will man zu großen Teilen auf das Alte zurückgreifen, auf den großen Schatz des alten Volkshumors. Interessante Sendungen sind in diesem Sinne zum Beispiel „Die Hörer arbeiten mit“, eine Sendung, die sich auf die Ergebnisse einer Rundfrage aufbaut, und aus Einsendungen der Hörer zusammengesetzt sein wird; Paul Linckes Operette „Gri-Gri“ in funktischer Bearbeitung vom Komponisten selbst, zu dessen Aufführung Lincke, der seit 1931 nicht mehr in Breslau war, selbst herkommt; Gogols „Revisor“, ebenfalls in einer Funkbearbeitung. Besonders interessant und neuartig ist eine Sendung „Schwere Musik leicht gemacht“, in der versucht werden soll, schwere, besonders vom Arbeiter bisher ziemlich oft abgelehnte Musik in einer aufgelockerten Form zu bringen. In kurzer Zeit soll jede Woche auch einen großen Tanzabend bringen; und zwar, was besonders von Wichtigkeit ist, nicht spät nachts, sondern abends in der besten Zeit. Die Leitung dieser ganzen Abteilung „Unterhaltung“ übergab der Intendant des Reichsenders Breslau, Hans Kriegler, Dr. Alfred Mai. In den Kreis der Referenten der Abteilung wurden unter anderem auch Richard Wödda, Kurt Paqué von der Deutschen Bühne Bunzlau, und Albert Geritzen gerufen.

Die gestellten Aufgaben sind große, vielseitige und komplizierte. Ihre Verwirklichung aber wäre nicht nur ein notwendiger kulturpolitischer Schritt in volkstümliches Neuland, ein Dienst an gesunder Heiterkeit und nützlichem Vachen — sondern auch ein erfüllter Wunsch der Abertausende am Lautsprecher.

S. B.

Theater in Breslau

Oper und Schauspiel

Stadttheater:

„Mona Lisa“

„Mona Lisa“ ist Max von Schillings, des allzu früh Verstorbenen, künstlerisch scharfprofilierstes Werk. Der Stoff in seiner leidenschaftlichen Symbolik, in seinem altertümlich bunten und doch düster flackernden Licht gibt der Musik breite Flächen, und auf dem Motiv menschlichen Geschehens packende und leuchtende Akzente. In einem Leuchten, das wie aus einem alten Rahmen bricht, malerisch gesehen und empfunden. Unwillkürlich denkt man an Hauptmanns „Elga“, deren Rahmen tatsächlich im Grundriß fast der gleiche ist wie diese Dichtung von Beatrice Dvorsky. Die um ein Thema geht, das durch die Künste aller Zeiten zieht, und das so alt ist wie die Menschheit selbst, einmal mystisch legendär, das anderemal romantisch versponnen, das drittmal modern und grell beleuchtet — das ewige Rätsel Weib. Gesehen als Element der Welt, wie in den alten Klosterbüchern, als Göttliches und Teufliches zugleich. Als Philosophie, und doch gestaltende Kraft, bauend und zerstörend in demselben Atemzug.

Das Heute steht etwas abseits von diesen Dingen, die einen Boden mehr grüblerischer, vergeistigter und philosophisch wissender Struktur bedürfen, einen mehr passiv empfindenden Horizont, als der modern gestaltende und zupackende Geist ihn bietet. Bei diesen Stoffen ist irgendwo die Ruhe und die Abgewandtheit einer abgelegenen Landschaft, die Versponnenheit vergrübelter Geschichte, die Schatten der Jahrtausende und die etwas schmerzlich brennenden Fackeln einer ewigen und doch verschleierten Tragödie. Was uns bei „Mona Lisa“ packt, ist die unerhörte dramatische Linie, die mit dramatischen Spannungen geladene Struktur, das dramaturgisch verblüffend sicher und wirkungsvoll gebaute Stück, die packend gestaltete, plastische Legende. Zu der Max von Schillings Musik in jedem Ton, in jeder Geste engste und glücklichste Beziehung hat. Eine Beziehung blutvoller, charakteristischer, spontan musikalischer Art. Verbunden mit geistvollen, klugen Elementen. In denen das Geistvolle aber nicht als Spielerei, sondern als stoffliche Gebundenheit, die Klugheit nicht als Effekt, sondern als wissende Ausbalancierung wirkt. Derartige Stoffe ver-

führen leicht zu kinoartiger Hintertreppenromantik, vermischt mit elegant erotischen Pointen. Hier ist das Gegenteil: eine starke, künstlerische Hand, die Spannungen formt und bindet, zieht und verdichtet — und nicht Effekt, sondern heißes, starkes, rätselhaftes und doch armes Leben geben will und gibt. Die Regie Dr. Siegmund Skraups führt in einem Bogen zu den vergangenen Einstudierungen von *Cosi* und *Rigoletto* zurück. Schon damals wurde an dieser Stelle einiges gesagt. Was sich inzwischen mehr oder weniger immer wieder, und zwar selbstamerweise vornehmlich bei dramatischen Werken, bestätigte. Diese Regie hat bei aller Ernsthaftigkeit, zum Abschluß der Spielzeit sei das ausgesprochen, immer wieder das gleiche und seltsame Bestreben: daß sie immer irgendwo verschoben, gesamtperpektivisch in einem schrägen Blickwinkel liegt. Offensichtlich absichtlich und bewußt. Skraup inszeniert nicht nach den Stimmen, sonderbarerweise auch nicht nach dem Auge. Sondern er verkrampft sich in einer subjektivistischen Manie, die für alles und für jedes eine eigene, eben subjektive Note sucht; auch wenn diese Note auf Kosten des Werkbildes geht. Die Wirkung wird sozusagen konsequent um sieben Ecken herum erzielt. Was sie immer und ewig exalziert macht. Sie widerspricht mehr als einmal den Gesetzen künstlerischer Natürlichkeit und Lockerheit. Sie krampft. Skraup ist noch jung, er will wirken. Gut. Aber die wahrhaftige künstlerische Wirkung wird seit je nur und allein durch Schlichtheit, durch Natürlichkeit, durch Unverkrampftheit erreicht. Skraup geht viel zu spitzfindig an die Dinge heran. Aber mit dem Satz „Warum sich's einfach machen, wenn es kompliziert geht“ ist es beim Künstlerischen eine heikle Sache. Wir kämpfen für einen klaren, starken, schlichten, gesunden und dem Werkmäßigen verbundenen Stil. Auch im Opernmäßigen. Die Zeiten der grüblerischen Subjektivität sind vorüber. Diese „Mona-Lisa“-Inszenierung besitzt vor allem eins nicht: die große Linie des Werkes, den großen Wurf, die starke Fläche der starken Tragödie; die Mätzchen gar nicht nötig hat. Skraup zerreißt diese Linie fortgesetzt nach einem unerklärlichen Grundsatz durch ebenso unerklärliche Risse, die schon an Verspieltheit grenzen. Er sieht nicht die große Linie der dramatischen Spannung — er belastet sie mit Kleinkram, mit Minia-

turen, mit Details. Sein schon lang beobachtetes Spielen mit der Statisterie wird schließlich und endlich hier zum offenen Verhängnis. Fast jedem Auftritt werden Fackeln vorangetragen, Diener müssen die Krüge füllen, kaum ist der Vorhang zum zweiten Akt geöffnet, wird die Atmosphäre von sanft im Hintergrund promenierender Statisterie, von der kein Mensch weiß, was sie soll, zerrissen. Derartige Spielereien wirken peinlich. Auch die Bewegung im ersten Akt, dessen Balkon im übrigen viel zu weit hinten lag und dessen ganze Raumeinteilung so stark verzeichnet war, daß sie die Szene lebensgefährlich hemmte, — war nicht glücklich. Die Erscheinung der Mönche wurde zur Postkarte. Der Saal blieb viel zu dunkel. Vor allem aber: der Schluß des zweiten Aktes, in dem der Regisseur in gefälliger freier dichterischer Nachgestaltung noch einmal Mönche auf die Bühne bringt, die rätselhafte Bewegungen zu vollführen beginnen, um dann seelenruhig nach der Seite abzugehen — ist eine offensichtliche Verkittschung. Man bittet dringend, derartige Werkverdrehungen in Zukunft zu unterlassen. Der Regisseur hat das Werk zu inszenieren, nicht seine Phantasie. Das Dichten soll er dem Dichter überlassen. Die musikalische Leitung Franz von Hoeflins wurde den dramatischen Spannungen des Werkes voll und ganz gerecht. Die stark ausinstrumentierte Partitur klang scharf akzentuiert und satt in ihrer breiten, dunklen

Flächenfärbung. Die Steigerungen waren wirkungsvoll und sicher angelegt, die Ausbrüche elementar und temperamentvoll. Ein Klangbild vielfältiger und packender Belebung. Das Bühnenbild Professor Hans Wildermanns atmosphärisch sicher, mit vielen, kleinen, guten Zügen. Wie der modernen Pitzfassäule im Hintergrund der letzten Szene.

Elly Doerrler als Mona Lisa eine künstlerische Leistung suggestiver und mitreißender Kraft. Starr und rätselhaft am Anfang, elementar und aufflammend in ihren Ausbrüchen, frappant in der Maske von Leonardo da Vincis wundervollem Bild. Gesanglich von einer Intensität, die Musik selber ist, und schauspielertisch packend gerade durch ihre natürliche und ungezwungene künstlerische Ehrlichkeit. Richard Groß als Francesco leidenschaftlich und temperamentvoll, eine Figur hemmungsloser Menschlichkeit. Ventur Singer als Giovanni wie als Laienbruder sorgfältig und wirkungsvoll. Herma Kaltner eine Sinebra geschickter und sicher gezeichneter Art. Wilhelm Hiller (Cumoni) eine charakteristische Figur. Jost Berkmann (Oldofredi), Erich Henjeseit (Beneventi), Willy Buhlmann (Pedruzzi) und Walter Hirt (Puzano) ein lustiges Quartett. Elly Weidlich eine niedliche und gesunglich saubere Dianora. Herta Böhlke auch in ihrer kleinen Rolle (Piccarda) wirkungsvoll.

Rückblick und Ausblick

Die vergangene Spielzeit:

Die erste neue Spielzeit ist vorüber. Es liegt im Zuge aller Entwicklung begründet, daß ihr Gesamtbild noch kein vollendetes, noch kein unbedingt organisches sein kann. Gerade das wahrhaft Künstlerische ist dem ewigen Gesetz des Wachstums unterworfen. Diesem Wachstum, das aus der Erde kommen muß. Sich aus dem Menschlichen, aus dem Blut heraus organisch entwickelnd. Gehirnkunst hat das leichter. Sie entwirft man in einer einzigen Nacht am Schreibtisch. Aber für dieses ist kein Platz mehr innerhalb dem neuen Kunstbild, zu dem wir uns bekannt haben, um das wir gekämpft und gerungen haben — um es zu besitzen.

Der Rückblick auf die Spielzeit gibt ein mannigfaches Bild von diesem Ringen um die neue Theaterform. Innerlich und äußerlich vollzog sich ein Prozeß, oft in sich hart umkämpft, der doch nichts anderem als der Leistung diente. Dieser Leistung, der alles galt, und die an erster Stelle zu stehen hat.

Der neue Weg stieß oft genug auf Widerstände mannigfacher Art. Alles Neue stößt auf diese Widerstände. Und wenn das Neue das Richtige und das Echte ist — dann erst recht. Denn für Schund ist schnell eine Form gefunden. Für Echtes aber muß sie erst aus dem Urstoff herausgemeißelt werden, muß sich entwickeln, formen. Das gilt für Schöpferisches genau so wie für dessen Nachgestaltung. Gilt für den Dichter genau so wie für den Schauspieler, den Komponisten genau so wie für den Sänger. Denn Kunst ist kein Tuchgeschäft und keine Bank. Kunst ist Weltanschauung. Und nur wer die Weltanschauung des Heute in der Brust trägt — kann der Kunst dieses Heute, die sittliches Ethos in einem großen Kreis sein will, bei der ein Körnchen Echtheit schwerer wiegt als ein ganzer Scheffel Calmi — dienen und etwas geben.

Der Blick auf diese Spielzeit ist ein Blick auf Arbeit und immer wieder Arbeit. Die Besserwisser machen aus den kleinen Steinen, über die hie und da auch der Weiseste stol-

pert, mißgünstige Verge. Aus Entwicklungsphasen Konstruktionsfehler. Wir, die wir in schwerster Zeit an dieser Stelle fochten, hört das nicht. Wir alle wissen, daß auch der Tüchtigste einmal danebentrißt. Und sehen den Weg, und den Willen, und das schon Erreichte. Und nörgeln nicht. Sondern arbeiten weiter. Arbeiten mit. Kennen die Fehler. Und machen es besser. Das heißt Zusammenarbeit. Zusammenarbeit, die nur einem einzigen Ziele gilt — dem Ganzen.

Oper

Nach dem unerhörten Vorstoß, den der Anfang der verflochtenen Spielzeit in bezug auf Arbeit und planvolle Idee bildete, und der tatsächlich zur Folge hatte, daß unsere Oper in vier Wochen so viele Neueinstudierungen herausbrachte wie andere Theater in einem halben Jahr — dieser vital und explosiv geführte Vorstoß mußte sich natürlich im weiteren Verlauf aus theatergesellschaftlichen Gründen und aus Gründen des organisch bedingten Wachstums auch jeder Neueinstudierung allmählich in ruhigere, überlegtere und abgewogenere Formen verwandeln. Denn wie in allen Dingen, so ist besonders in der Kunst nicht die Quantität, sondern die Qualität das wesentliche. Und die beste Theorie ist immer nur soweit zu verwirklichen, als das praktische, hier sogar das physische Element zu leisten und zu tragen vermag.

Aus diesem Grunde konnte ein guter Teil der bei dem Programmwurf am Anfang der Spielzeit vorgesehenen Werke nicht erscheinen. Weil das die Leistungsfähigkeit des künstlerischen Apparats, der sowieso bis zur äußersten Leistungsgrenze angepannt war und wurde, nicht mehr und nicht weniger als gesprengt hätte. Ganze Reihen, so der Mozartzyklus, der Strausszyklus, der Wagnerzyklus mußten neben vielem anderem unterbleiben. Trotzdem ist das Gesamtbild des Gestalteten als solches noch bunt und vielseitig genug. Die ganz ausgezeichnete Neueinstudierung des Rienzi, die die Spielzeit eröffnete, die ebenfalls wertvolle der Meisterfänger, die zum großen Teil vollständige Neuinszenierung des Ringes, die Erstaufführung der Arabella, die Reihe der ganzen anderen (Cosi, Rigoletto, Perlenfischer, Donna Diana, Kuhreigen, Die Toten Augen, Königskinder, Fidelio, Vohengrin, Mignon, Feuersnot und Josephslegende, Mona Lisa usw.), vor allem aber die wertvollen Märchen- und Spielopern wie Undine, Waffenschmied, An allem ist Hütchen schuld, — die ganz entzückenden Lustigen Weiber, Die beiden Schützen usw. — sie alle bieten zusammen die Teile einer großen und vielseitigen Arbeitsleistung.

Das rein künstlerische Bild ist nicht immer ein ganz so prägnantes. Ausgezeichnetes (Meisterfänger, Lustige Weiber) stand neben Schwächerem und zum Teil Diskutablen (Cosi, Mona Lisa); um nur einiges zu nennen. Hier sind noch künstlerische Fragen zu klären, die Grundsätzliches und stilistisch Entscheidendes berühren. Kompromisse haben sich wohl hier nicht immer vermeiden lassen, obgleich sie bei ganz klaren und eindeutigen Grundsätzen vielleicht doch hätten vermieden werden können. Ähnlich wie im Operettenspielfeld, der an einer Stelle einen Kompromiß brachte, der zwar damals trotz schwerer Bedenken an dieser Stelle auf Grund einer Verfügung des Reichsdramaturgen hin für den Augenblick ignoriert wurde — der aber immerhin bestand; als schwarzes Schaf unter weißen, die mit ihrer erfolgreichen Reihe Don Cesar, Liselott, Glückliche Reise, Wiener Blut, Vogelhändler, Der Page des Königs, Liebe auf Reisen, Bergnügen und Beifall fanden.

Von großem künstlerischen Wert waren die Abende im Schloß mit ihren kleinen, alten Kammerpielpopern (Stuck, Porzing, Mozart usw.). Impromptus von entzückendem, märchenhaftem Zauber, bei flackerndem Kerzenschein, reizvolle musikalische Mosaiks. Grad diese Schloßabende werden hoffentlich im nächsten Jahr noch liebevoller und mannigfacher ausgebaut werden.

So bietet der Rückblick auf diese Spielzeit trotz mancher kleinen Schwächen immerhin ein Bild intensiver künstlerischer Arbeit und guten künstlerischen Willens. Was wir der nächsten Spielzeit wünschen möchten, ist eine noch stärkere, betontere Grundlinie. Ein Vorwärts, nicht ein Lauiere. Herzhafte, mutige Entwürfe, grundsätzlich kompromißlos. Gesunde, natürliche, klare Gestaltung, keine auch noch so schüchternen Experimentallregie. Sorgfalt und Klugheit in der Besetzungen. Oekonomie in der Behandlung des sensiblen künstlerischen Apparats. Und vor allem eine große, energische und zielbewußte Linie, die den Namen „nationalsozialistisches Theater“ von dem großen äußerlichen Gesicht bis in die kleinsten und innersten Dinge des Theaters hinein mit gutem Gewissen anstrebt und verdient.

Schauspiel

Die Neubildung des Schauspiels war von vornherein grundlegender und revolutionärer als die der Oper. Schon aus Gründen der Stofflichkeit. Denn die Oper besitzt ihr ständiges klassisches Repertoire, das zwar durch Experimentallregie mißbraucht werden kann und ja auch mißbraucht worden ist — das doch aber in seinen Grundfesten und seinem Dasein vorhanden ist. Dieses selbe

klassische Repertoire ist bei dem Schauspiel, zwar ebenfalls vorhanden, von vornherein aber anders gelagert. Denn dieses Schauspiel hat vor allem auch die Pflicht, neues Theater zu spielen, Zeittheater, Dichter aus dem Heute. Es ist als Sprechbühne der Zeit brennenderen und näheren Problemen unterworfen als die zeitlosere, märchenhaftere, beständigere Oper, die nur ganz selten einmal eine Uraufführung, und Zeitstücke schon gar nicht kennt.

Am Anfang dieser Spielzeit übersiedelte die Deutsche Bühne in Breslau von ihrem Nottheater im kleinen Saal des Konzerthauses in das Lobetheater. Für jene, die so schnell vergessen, sei wieder einmal daran erinnert, daß die Breslauer Deutsche Bühne eine der ältesten im ganzen Reich, ja sogar die erste ist, die sich trotz harten Kämpfen und unerhörten Repressalien seinerzeit halten konnte. Sie begann nach ihrer Gründung im Jahre 1932, sich in dem kleinen Konzerthausaal ein provisorisches Nottheater aufzuschlagen, in dem sie unter denkbarst ungünstigen räumlichen wie wirtschaftlichen Bedingungen ihre ersten Stücke spielte. Ihre Absteher in die Provinz in dieser Zeit, oft genug bei Nacht und Nebel unter fortwährender Lebensgefahr, zählen zu den Heldentaten dieser damaligen harten und entsetzlichen, aber auch beglückenden Kampfzeit.

Die Eröffnung dieser Spielzeit im Lobetheater, unter der Intendanz von Walter Bäuerle, dem Mitbegründer der Breslauer Deutschen Bühne, begann mit Heinrich von Kleists „Hermannschlacht“. Einer Aufgabe, die für das durch Erweiterungen und Neuentengagements noch nicht aufeinander eingespielte, sich innerlich gegenseitig noch fremde Ensemble eine äußerst schwierige sein mußte. Als zweites Stück folgte die ostdeutsche Uraufführung des Deutschen Schauspiels von Hans Ryser „Es brennt an der Grenze“. Als drittes Stück ging die Revolutionskomödie aus dem Frühjahr 1933 „Konjunktur“ von Dietrich Loder, dem Schriftleiter der „Brennessel“ in Szene. Das Lustspiel „Die große Chance“ folgte, ebenfalls als ostdeutsche Uraufführung. Die Reihe der größeren Werke wurde anlässlich des Luthertages fortgesetzt mit August Strindbergs „Luther, die Nachtigall von Wittenberg“. Gleich darauf folgte die alleinige Uraufführung des neuesten Stückes von Eugen Ortner, dem deutschen Volksstück aus der Zeit des Absolutismus: „Jud Süß“. Dazwischen ging Friedrich Griefes Bauerndrama „Mensch aus Erde gemacht“ in Szene. „Barbara Holk“ („Die erste Frau Selby“ von St. J. Ervine) setzte wieder die Reihe der unterhaltfamen Stücke fort. Ab-

gelöst von der alleinigen Uraufführung Leopold Nagels Parlamentarischer Komödie „Der Hammelsprung“, der Erstaufführung des „Verrat von Novara“ von Caesar von Arx, und der Wiedererweckung der „Brunhilde“, von Paul Ernst, die von literarischem Interesse war. Die etwas verspielte, aber bunte Neuinszenierung (auf der neu eingebauten Drehbühne) des „Kaufmann von Venedig“ (Shakespeare) folgte. Nach der wirren, aber amüsanten „Jugend zu Zweit“ (Jobeltitz), dem lebendigen „Am Himmel Europas“ (Schwenzen - Malina) und Ludwig Thomas köstlicher „Moral“ sah man Friedrich Forsters erfolgreiches Führerdrama „Alle gegen Einen — Einer für Alle“. Hans von Petra entzückend inszeniertes Lustspiel „Glück im Haus“ führte zu R. Griegs und R. Brehms scharf profiliertem „Atlantikflug“. Und zu dem Ende der Spielzeit mit Arnold Ridleys sommerlichem „Geisterzug“. Dazwischen standen zwei Aufführungen des im ganzen Reich aufgeführten „Cotila“ von Wilhelm Rube.

Der werkmäßige Arbeitsplan des Breslauer Schauspiels, von Walter Bäuerle ausgehend, strebte ein starkes, zeitnahes, aktuelles und bodenständiges Theater an. Ein revolutionäres Theater. Stark und als deutliches Zeichen für die Erkenntnis künstlerisch-kulturpolitischer Notwendigkeiten der Hinweis in mehr als einem Stück auf das brennende und gegenwartbestimmende Grenzlandproblem. Die Verdienste Walter Bäuerles bei dem Aufbau der Deutschen Bühne in schwerster Zeit sind und bleiben genau so wie sein Kämpfen und Ringen um ein gereinigtes, neues Theater unbestritten. Daß er, ehrgeizig und draufgängerisch, der Last der dreifachen Tätigkeit als Intendant, Spielleiter und Schauspieler selbst mit seiner robusten Natur auf die Dauer nicht gewachsen sein konnte, war vorauszusehen. Sein Weggang von Breslau ist gleich tragisch, wie er, scheinbar im Pause der Entwicklung der Verhältnisse nicht mehr zu vermeiden, für ihn selbst und seine künstlerische Laufbahn vielleicht das beste war.

Nach der Übernahme des Theaters durch die neue Intendanz, vom „Kaufmann von Venedig“ an, wurden die Spielplanmäßigen Konturen nicht unbedingt prägnanter. Auch regielich geschahen nicht unbedingte Heldentaten. Trotz Stücken wie „Am Himmel Europas“ und „Alle gegen Einen — Einer für Alle“ wurde die Form irgendwo doch nicht stoßkräftiger. Hier muß man abwarten, was die neue Spielzeit bringt. Im Grunde gibt es gerade bei diesem Theater als einziger ernststen Schauspielbühne Bres-

laus nur den Satz: Vom Neuen und vom Alten von vornherein und grundsätzlich nur das Beste!

Breslau muß ein Schauspiel haben, als konzentrierte Bühne von ganz Schlesien, das in jedem seiner Teile in bestem Sinne modernes und schlagkräftiges Theater des Volkes ist.

Gerhart-Hauptmann-Theater

Im Dezember vorigen Jahres eröffnete das Gerhart-Hauptmann-Theater sein bis dahin geschlossenes Haus mit der Absicht, ein Volkstheater in heiterem, vergnüglichen Sinne zu sein. Viele Voraussetzungen dafür waren durch die Schwergewichtsverteilung innerhalb der anderen Breslauer Theater gegeben: die Oper im Stadttheater, das schwere Schauspiel im Vobetheater, die Operetten im Schauspielhaus. So hatte das Gerhart-Hauptmann-Theater für seine sich gestellte Aufgabe Spielraum und Entfaltungsmöglichkeit. Ohne befürchten zu müssen, mit dem Spielplan eines anderen Theaters dadurch in Verwicklungen zu geraten.

Es begann erfolgreich und amüßant mit dem Gastspiel der „Bier Nachrichten“ in ihrem vergnüglichen Stück „Der Esel ist los“. „Akrobaten des Glücks“ steigerten mit ihrer ausgezeichneten Aufführung die Grundlinie. Ebenso die Bauernkomödie Hinrichs „Krach um Jolanthe“. „Die Frau ohne Ruß“ gab vergnügliche Seifenblasen. „Charleys Tante“ war ein Griff daneben. Das Gastspiel der Schlierseer Bauernbühne machte den Schaden wieder gut, und setzte die volkshafte Linie fort. Lessings „Minna von Barnhelm“, das wundervolle klassische Lustspiel, zeigte die wertvollste Seite wahrer Humorigkeit. Georg Alexanders Gastspiel in „Hochzeitsreise“ brachte wieder amüsante Vertrotteltheit. „Der Störenfried“, uralter Schwank um die Schwiegermutter, Glanzrolle von Adele Sandrock, wirkte durch allzu ernsthafte Regie nicht unbedingt. Das Gastspiel Otto Gebühr in Jdenko Krasts „Zwischen Abend und Morgen“ war gut und wertvoll, wenn auch nicht ganz in der Spielplanlinie des Hauses.

Gerade dieses Gerhart-Hauptmann-Theater, mit der ihm gestellten Aufgabe, sollte in der nächsten Spielzeit sorgfältiger und abgestimmter bespielt werden. Die teils schon sehr guten und erfreulichen Ansätze zu einem wertvoll-heiteren Volkstheater müssen unbedingt weiter entwickelt und ausgebaut werden. Und wenn dies spielplanmäßig auch noch so schwierig ist. Kompromisse wie „Charleys Tante“ verderben nur, was vier andere Stücke vorher aufgebaut. Der Gedanke und der Voratz dieses heiteren Volks-

theaters ist zu wertvoll und zu wichtig, um seine Gesamtheit durch Notbesetzungen mit zweifelhaften Pölsen zu gefährden. Nicht nur die Ökonomie, sondern auch die künstlerisch erzieherischen Elemente sind hier besonders wichtig; das bewusste, eindeutige und kompromißlose Abwenden von einem Calmbumor, und die starke und systematische Pflege guten und wertvollen Lachens. Das dabei so modern sein kann, wie es nur will.

Schauspielhaus

Unter der alten Direktion brachte das Schauspielhaus in der ersten Hälfte der Spielzeit die Operetten „Anneliese von Dessau“, „Drei alte Schachteln“, „Tanzgräfin“, „Ninchen von Charau“ (Erstaufführung), „Hoheit tanzt Walzer“, „Mädi“, „Land des Lächelns“, „Der liebe Augustin“ und die „Lustige Witwe“ heraus.

Am 1. Januar übernahm die Deutsche Bühne das Theater, allerdings mit der gleichzeitigen Übernahme aller alten Verpflichtungen. „Postmeisterin“, „Zarewitsch“, „Alt-Wien“, „Bezauberndes Fräulein“, „Frau von Formata“, „Die Kaiserin“, „Dreimäderhaus“, „Friderike“, „Die tolle Komtesse“, „Napoleon und die Wienerin“ (Uraufführung), „Musikantenmädel“ und „Graf von Luxemburg“ bildeten den Spielplan dieser zweiten Hälfte der Saison.

Auch hier am Schauspielhaus ist die Arbeit des künstlerischen Personals eine große und intensive. Die beiden täglichen Vorstellungen, neben denen Vormittags die Proben für das jeweils neue Stück laufen, stellen große Anforderungen an die Leistungen des Personals. Sorgfalt und Mühe, Geschicklichkeit in der Überwindung so mancher technischer Schwierigkeiten, und deshalb saubere und lebendige Inszenierungen schafften dem Schauspielhaus ein großes ständiges Publikum und einen Ruf als bemühtes und unterhaltendes Operettentheater.

*

Eine kleine Weile stehen nun die Bühnen still und verlassen da. Klang und Wort von zehn langen Monaten sind verhallt. Mit diesem Rückblick soll das Ganze endgültig abgeschlossen sein. Ein Strich — und dahinter ein neuer, starker Anfang.

Dank aber sei allem wahrhaft Künstlerischen für die ungeheure und schwere Arbeit dieses eben Abgeschlossenen. Es kämpfte weiter und es schaffe weiter für und an dem revolutionären Aufbau in dem neuen Geist, der gerade die Kunst vor so große und so verantwortungsschwere Aufgaben stellt. Vor Aufgaben, die nicht und niemals der Person, sondern immer nur dem Ganzen gelten.

Die kommende Spielzeit:

Die Aufstellung der Spielpläne für die neue Spielzeit der Breslauer Theater ist abgeschlossen. Die vorliegenden Pläne geben einen Überblick über Wesen und Struktur des kommenden Theaters; der, wenn sich auch im Lauf der Spielzeit dann noch dies oder jenes ändert, doch maßgebend und richtungweisend bleibt. Es ist ein Unterschied zwischen demselben Zeitpunkt vor einem Jahr und heute. Vor einem Jahr war noch alles im innerlichen und äußerlichen Aufbau, in einer Umwälzung, die sich besonders in dem diffizilen und sensiblen Körper des Theaters spontan und drastisch auswirken mußte. Man denke an die zyklische Spielaufstellung der Oper, die außer dem Wagnerschen Gesamtwerk, den Mozart-, Pfitzner-, Porzing- und Straußzyklen nicht weniger als vierunddreißig Neuinszenierungen plante, — man denke an den jungen, innerlich noch nicht verwachsenen Spielkörper des Schauspielers, also der Deutschen Bühne. Das dazwischenliegende Jahr hat nun zwangsläufig und organisch manche Gärung überwunden, manchen enthusiastischen Vorstoß in ruhigere, ausgewogenere Bahnen gelenkt, hat durch mancherlei Fehler gelernt. Wie wir alle lernen müssen. Die damaligen Spielplangentwürfe entstanden gewissermaßen über Nacht, herausgeschleudert, begeistert fast über die eigene Kraft hinaus. Die jetzigen, vorliegenden Entwürfe sind gewachsen oder hatten jedenfalls die Zeit und den Boden dazu. Sie konnten abgewogen, überlegt, ineinander ausgeglichen reifen und sich kristallisieren. Ihr Bild muß deshalb schärfer, intensiver beurteilt werden als das des vorigen Jahres, das sich vor die elementare Notwendigkeit gestellt sah, ein neues Theater förmlich aus der Erde zu stampfen. Denn dieses heutige Bild will und soll schließlich jenes des in sich gefestigteren, sich reiferen und in sich organischen neuen Theaters sein. Das Spielplanbild der Oper ist deutlich auf deren teilweise solistisch neue Zusammenfassung abgestimmt. Die nicht mehr geschafften Wagnerwerke der vorigen Spielzeit soll die kommende nachholen: „Liegende Holländer“, „Tristan und Liebesverbot“. Im Gegensatz zu dem vorjährig geplanten Mozartzyklus (von dem dann praktisch nur ein einziges Stück, „Cosi“, verwirklicht wurde), liest man jetzt zwei Mozartwerke: „Don Juan“ und „Figaro“; für deren Einstudierung man hoffentlich aus jener der ziemlich verunglückten „Cosi“ gelernt hat. Webers „Oberon“ (eine ebenfalls reizvolle Inszenierungsaufgabe), Glucks „Orpheus“ (ein wertvoller Einfall), Rienzs „Evangelimann“, Porzings „Wildschütz“ geben alle zusammen starke deutsche Romantik. „Sein Schatten“

(Glotow), „Postillon von Conjumeau“ (Udam), „Fra Diavolo“ (Auber) liegen ebenfalls in der romantischen Linie. Die Italiener sind stark vertreten. Es beginnt mit einem ganz alten: „Bellini“ (Norma oder Nachtwandlerin, Glanzpartien für die neue Erna Sack). Dreimal Verdi folgen: „Aida“ (Elly Doerral in der Titelrolle), „Don Carlos“ und „Macht des Schicksals“. Von Puccini nur der sehr anspruchsvolle und nicht unbedingt publikumssichere Turandot. In die ewige Erfolgsreihe gehört Bizets „Carmen“. Richard Strauß ist viermal vorgesehen: „Salome“, „Ariane“, „Rosenkavalier“ und „Frau ohne Schatten“. Von neuen Namen liest man Paul Graener mit „Schirin und Gertraude“, Weiskmann mit „Schwanenweiß“ und den sehr schalkhaften und geistvollen Wolf-Ferri mit „Die schalkhafte Witwe“. Was man vor allem vermißt, ist Hans Pfitzner, den so lange übergangenen; wenigstens eine Oper von ihm („Rose vom Liebesgarten“, „Das Herz“) zu spielen, sollte eigentlich nicht nur Pflicht, sondern Selbstverständlichkeit jeder deutschen Opernbühne sein. Ein alter Italiener ist ganz nett. Aber Werte wie Pfitzner sind Teile wertvollster deutscher Musiksubstanz. Hier ist eine empfindliche Pücke in dem Spielplan, die unter allen Umständen ausgefüllt werden muß.

Die prägnantesten Neuerpflichtungen sind: Charlotte Müller und Ly Bekou (bisher Altistin bzw. Zwischenfach, Städtische Oper Berlin); die Ballettmeisterin Alice Uhlen (ebenfalls Städtische Oper Berlin) für die auscheidende Prof. Grete Groß, Erna Sack (Koloratur) für die auscheidende Hildegard Gorgus; Lotte Schönauer (erste Opernbrette); Friedrich Gimrod (lyrischer und Charakterbariton); Albert Weikenmeier (erster lyrischer Tenor); Erwin Kraatz (Bass); Dore Aldor (Operettensoubrette, für die auscheidende Anny Runze); als erster Kapellmeister nach dem Generalmusikdirektor wurde Richard Rosz verpflichtet. Ausgeschieden sind mit dem Ablauf der Spielzeit Wilhelm Hiller, Hildegard Gorgus, Prof. Grete Groß, Wilhelm Kraatz, Dore Hoffmann, Anny Runze.

Das Lobetheater bringt vor allem einen Goethe: „Götter von Verlichingen“. Schade, daß der „Hault“ noch nicht möglich scheint. Mit Kleists „Zerbrochenem Krug“, Strindberg „Königin Christiene“ und Ibsens „Brand“ ist die deutsche Klassik spielplanmäßig ziemlich erschöpft. Hamfuns „Munken Bendt“, Björnsjons „Wenn der junge Wein blüht“, Shakespeares Hamlet und Molières „Eingebildete Kranke“ sind europäische Werte und zum Teil entscheidende Kraftproben. Als Uraufführung steht Ivers „Konjul Michael“ auf dem Zettel. Bratt (Die

Insel), Beste (Gott, Bauer, Teufel), Griese (Schaffschur), W. Götz (Gneifenau), Hinrichs (Die Stedinger), Raergel (Hockewanzel), Lorenz (Fuhr auf der Grenze), Rehberg (Johannes Reppler), und Schwarz (Rebell in England) geben zusammen ein kräftiges und starkes, teils dramatisches und teils humoriges Bild. Viele wertvolle Einzelheiten zeigen darin auf kluge und vielfältig gelagerte Arbeit. Und auf künstlerische Möglichkeiten und Perspektiven, die, werden sie voll und ganz entfaltet und entwickelt, gutes und sogar ausgezeichnetes Theater geben können.

Das Gerhart-Hauptmann-Theater bestrebt sich offensichtlich, seine Linie als heitere Volksbühne guten und wertvollen Humors einzuhalten und zu verbessern. Gewiß passen Werke wie Sudermanns „Stein unter Steinen“ und Schönherr's „Glaube und Heimat“ nicht unbedingt in das Bild. Doch mag auch die stillere Besinnlichkeit zu ihrem Rechte kommen. Das Lachen hat im großen ganzen den überwiegenden Platz. Beyers scheinbar niemals fadenscheinige Hosen des Herrn von Bredow, Hermann Bahrs Konzert, Anzengrubers dialektisch nicht ungefährliches Volksstück „Der Kreuzschreiber“, Hartlebens „Rosenmontag“, Kerners alt-wiener „Kyritz-Pyritz“, Rosenows „Rater Lampe“ (den auch der Junk in einer eigenen Bearbeitung vorbereitet) stehen neben „Rach im Hinterhaus“ (Böttcher), „Die Glücksritter“ (Eich), „Etappe im Druck“ (Straff), „Die Freundin eines großen Mannes“ (Möller-Lorenz), „Das lebenslängliche Kind“ (Reuner), dem Volksstück „Mattheis bricht Eis“ (Querl) und der Uraufführung von Pohls „Ruhhandel“.

Neuverpflichtet wurden: Hans - Joachim Beyer (als Spielleiter und Dramaturg, zum

Teil für die ausscheidende Dora Dietz); Gisela Becker-Berke, Katharina Brauren, Hilde Willer, Gillis von Rappard, Bruno Harprecht, Albert Johannes. Außerdem die uns schon bekannten Darsteller Ottokar Panning, Paul Amende, Harry Hertzsch, Alfred Habel und Franz Gütschaff. Auch Käthe Habel-Reimers hat man mit Zug und Recht und gewiß zur Freude ihrer nicht kleinen Gemeinde wieder nach Breslau zurückgeholt.

Das Schauspielhaus hat eine Reihe zugkräftiger Operetten aufgestellt. „Gasparone“, „Polenblut“, „Günstling der Jarin“, „Paganini“, „Jaschingsfee“ (noch von der vorigen Intendanz); „Bruder Straubinger“, „Frasquita“, „Der verlorene Walzer“, „Die Rose von Stambul“, den guten alten „Juxbaron“, „Frühlingsmädchen“ und „Unter der blühenden Linde“.

Die Pläne sind beendet. Große und vielseitige Arbeit wartet in ihnen. Eine Arbeit, die teilweise durch ihre künstlerischen Schwierigkeiten manche Klippen enthält. Die Art und Werkgestaltung, die Form und der Geist, in dem diese Pläne verwirklicht und die Klippen überwunden werden, wird und muß ebenso dem alten guten Ruf Breslaus als Theaterstadt wie auch dem neuen Begriff des Theaters gerecht und würdig sein.

S. B.

Waldemar Glaser kommt auf die Bühne

Als erstes Schauspiel des Schriftstellers Waldemar Glaser erwarb der Verlag Albert Langen / Georg Müller, Berlin, das französische Revolutionsstück „Der falsche Gott“.

Den Auslandsvertrieb übernahm ein Theaterverlag in Paris.

Buchbesprechung · Schrifttum

Verwirrende Oberflächlichkeit

Im Wiener Phaidon-Verlag erschien der Bilderband „Zeitlose Kunst“. Der Verlagsname ist vielversprechend. Mit Phaidon sprach Sokrates über die Unsterblichkeit der Seele. Davon will und soll auch künden, wer sich den würdigen griechischen Namen als Aushängeschild wählt. Oder wir müssen annehmen, daß es ein schützender Deckname sein soll.

Der Phaidon-Band „Zeitlose Kunst“ ist schon im Titel anmaßend. Er bietet „gegenwartsnahe Werke aus fernen Epochen. 132 Aufnahmen gesammelt, gesichtet und erläutert von Ludwig Goldscheider“. So heißt es auf dem klangvollen ersten Blatt. Der Umschlag sagt sogar: „Diese Kunstwerke aus vier Jahrtausenden sind zeitlos, das heißt, sie wirken so, als ob sie von heute

wären. Hinter diesen Ueberraschungen steckt aber eine tiefere Idee: In anthologischer Form endlich einmal das zu sammeln, was jenseits der Kunstgeschichte den modernen Menschen mit unverminderter Kraft anspricht. Lassen wir die Schwerverständliche „anthologische Form“, auf gut deutsch: Auswahl, dahingestellt. Uns beschäftigen diese Ueberraschungen und ihre tiefere Idee. In der „Vorbemerkung“ — Vorwort ist zu einfach — beteuert der Verfasser: „... fern lag der Versuch, einen Atlas zur Kunstgeschichte zu kompilieren (zusammenzutragen). Bestimmend für diese Sichtung war nur das eigene Erlebnis“. Herr Goldscheider „über- rascht“ uns also mit seinem Erlebnis. Ob das gerade so notwendig war, und in einem Buch für 3,25 RM. geschehen mußte, bleibe dahingestellt. Jedenfalls geht einem die „tiefere Idee“ bei der Zusammenstellung nicht auf. Deutschland begegnet in weit weniger Abbildungen als Italien. Griechische Kunst muß zurücktreten hinter Japan. Einmal sind ein barockes Sitter, eine Wasser- schale nebst Kanne aus Korea und ein ge- flochtener Korb vom Stamm Ba-Rotse in Afrika zusammengeordnet. Das ist die „Sichtung“.

Ägyptischer Uradel leitet die Sammlung ein. Sie schließt mit dem „Porträt des Bankiers und Dichters Samuel Rogers von John Pinnell“. Die Zeitlosigkeit gerade dieses Bildnisses geht einem trotz eingehenden Betrachtens nicht auf oder gerade doch, wenn man nicht außer acht läßt, daß nordische Schönheit der griechischen Blütezeit in dem Bande vollkommen unberücksichtigt bleibt!

Die Bilder selbst sind von nekischen Text- chen begleitet. Neben der ersten Teilauf- nahme einer ägyptischen Statue liest man: „Ein großgeschnittenes Gesicht — damen- haft streng, doch von einem Lächeln bewegt, zarter noch als das der Gioconda. Er- innert an Damenportraits von Klimt“. Ägypten, Mona Lisa, Klimt, diese Zu- sammenordnung in einem Satz sucht ihres- gleichen. Beim zweiten Bild heißt es: „Naturalistisches Frauenbildnis, die Ober- fläche der Haut impressionistisch behandelt, das Rassenmäßige genau erfasst. Dabei in allen Formen, besonders in den betonten Umrissen, stilistisch abbreviiert wie die Plastiken gewisser moderner slavischer Bild- hauer“. Hier wird es noch schwieriger, weil die gewissen Bildhauer nicht genannt sind. Abbreviiert findet man leicht im Fremdwörterbuch, aber ganz klar wird der Wortschwall auch nicht, wenn man „abge- kürzt“ dafür schreibt. Lassen wir die Sache auf sich beruhen, und blättern wir weiter. Eine etruskische Bronzekette ist von den

Sätzen begleitet: „Der Rhythmus der lan- gen knotigen Trageglieder, die raffiniert plumpe Grazie des Blütenklöppels und der geriefelten Blätter — auf den ersten Blick Dagobert Peche“. Man ist wie vor den Kopf geschlagen. Wer denkt sonst dabei an Peche? Wer weiß, was plumpe Gracie bedeutet? Ein anderes Stück der vatika- nischen Sammlungen trägt die lachhafte Unterschrift: „Kopenhagener Porzellan um 1900? Nein, eine Marmorsache aus der römischen Kaiserzeit“. „Marmorsache“ hat einen besonderen Wohlklang. Ein herrlicher Kopf von St. Denis wird dem Beschauer verleidet durch die Unterschrift „wie ein Reinhardt-Schauspieler in einer Königs- rolle“. Die unerquickliche Reihe ließe sich beliebig fortsetzen.

Nun zu einigen deutschen Belangen, die von ähnlichem Wortschwall begleitet werden. Bei Dürers Aquarell: „Die Drahtzieh- mühle“, sagt der Verfasser: „Erst seit wir die japanischen Holzschnittmeister und die Primitiven lieben, können wir dieses deutsche Blatt verstehen.“ Heinrich Wölfflin, der größte Deuter Dürers, spricht einfach vom „Reiz des Schilderns“ bei diesem Bildchen. Wer wahrhaft deutsch empfindet, hat den sinnlosen Umweg über Japan und die Primi- tiven nicht nötig. Das mag Herrn Gold- scheiders „eigenes Erlebnis“ bleiben!

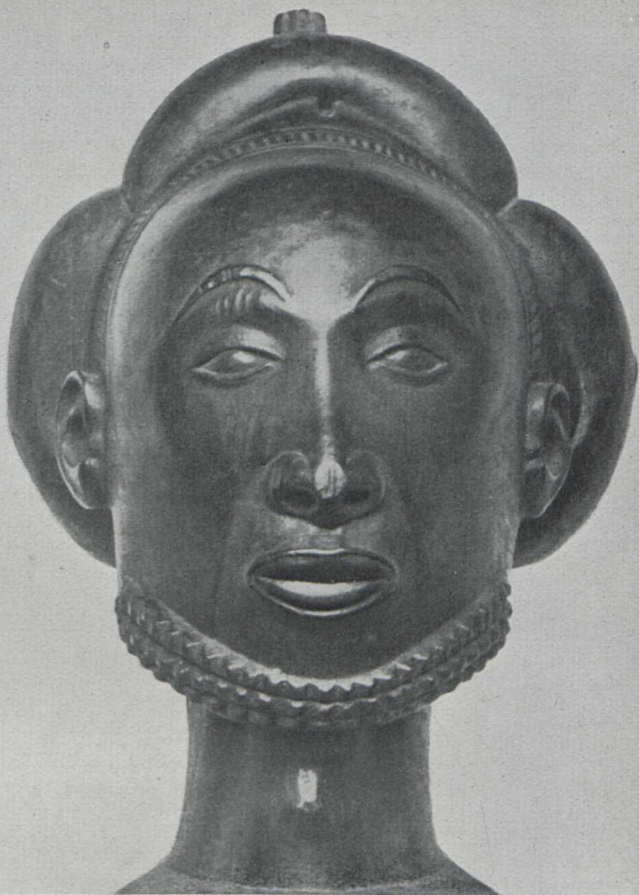
Noch stärker aber verwahren wir uns gegen folgenden Begleittext für eine „Ahnenfigur der Warua“ aus Afrika: „Kopf einer Holzfigur. Fast nordische Züge“! Jedes weitere Wort erübrigt sich. Ebenso ist es bei dem Gemälde von Caspar David Friedrich „Am Meer“. Goldscheider be- merkt dazu: „Die Verlorenheit des Ein- zeln in der Unendlichkeit; mit optischen Mitteln ausgedrückt, die an moderne Film- regie erinnern (— eine Feststellung, die nicht herabsetzend gemeint ist)“. Die Worte in der Klammer zeigen, daß dem Verfasser wohl selbst bange wurde bei seinem „Erlebnis“. Wir Schlesier lieben die empfindungsreichen Riesengebirgsbilder des Romantikers Caspar David Friedrich. Wir wehren uns ganz entschieden gegen solch gewissenlose Deutung seines Gefühles für die Landschaft.

Wir freuen uns über jede echte Regung in Wien, im großdeutschen Raume und be- tonen oft den Zusammenhang mit den Men- schen jenseits unserer Grenzen. Jedes Kunst- buch, das wertvoll Förderndes bietet, wird von den „Schlesischen Monatsheften“ gern gewürdigt. Aber wir lehnen scharf eine solch verwirrende Oberflächlichkeit ab, wie sie ausgerechnet Ludwig Goldscheider bietet.

Wienicke.

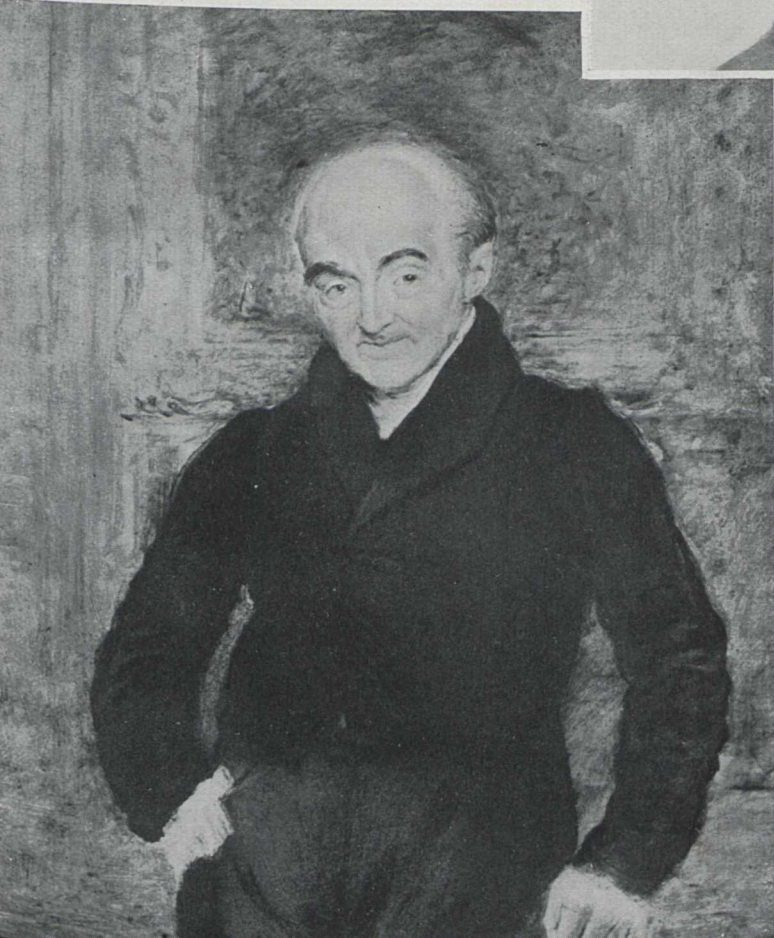


„Kopenhagener Porzellan um 1900?
Nein, eine Marmorsache . . .“



„Kopf einer Holzfigur
fast nordische Züge“

Aus dem Werk:
„Zeitlose Kunst“



Porträt des Bankiers und Dichters
Samuel Rogers, von John Linnell

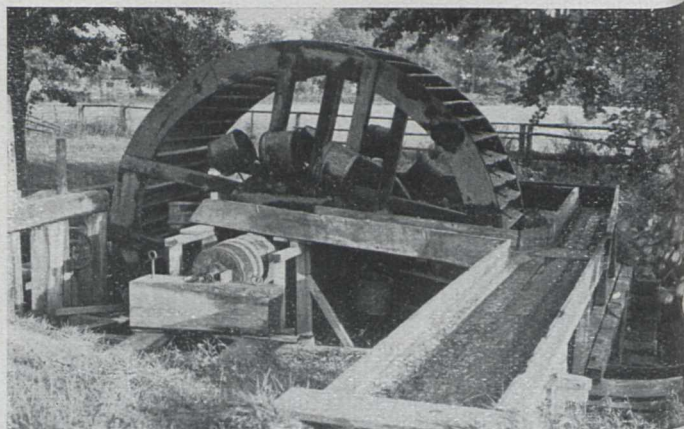


Kalkau,
Beweinung Christi



Aus dem Werk:
Deutsche Kulturdenkmäler
in Oberschlesien

Hl. Katharina (Holzfigur)
Breslau



Wiesenschöpfrad
Himmelwitzer Wasser
bei Kadslub

Deutsche Kulturdenkmäler in Oberschlesien

Jahrbuch der ober-schlesischen Denkmalspflege. Ostdeutsche Verlagsanstalt Breslau 1934. 208 Seiten Text mit 150 Abbildungen. Kartoniert 5,80 RM.

„Die Kunstdenkmäler deutsch-oberschlesischer Vergangenheit in klare Sicht zu rücken“, ist die Aufgabe dieses Buches. Großen, oft ungeahnten Reichtum entfaltet es in Wort und Bild. Die Plastik des Mittelalters wird zunächst dargestellt. Man spürt dabei, daß Oberschlesien „eine Einheit mit den übrigen Kulturgebieten des deutschen Südostens war.“ Unvergesslich prägt sich manches Werk ein. Das herbe Kreuzifix der evangelischen Kirche zu Pitschen, „eines der besten im deutschen Osten“ und die kürzlich ins Museum der bildenden Künste in Breslau gelangte Büste der heiligen Katharina seien vor allem genannt. Der folgende Aufsatz würdigt die Figurengrabmäler des 16.—18. Jahrhunderts. Schon das Titelbild Peter Dluhomil-Birawa erweist die große Pflege dieses Kunstweiges. Dem Verfasser gelingt der Nachweis, daß „trotz der mannigfaltigen fremden Einflüsse immer wieder der gesunde bodenständige Volkscharakter durchdrang“.

Von mittelalterlichen Kirchenportalen und ihrer Beziehung zum großdeutschen Raume, von der spätgotischen Jakobuskirche in Reisse und verwandten Hallenkirchen der Schwäbisch-südostdeutschen Schule berichten

die folgenden Seiten ausführlich. Diastenburg und Schloß in Oppeln werden sehr eingehend geschildert, weil die geschichtliche Entwicklung durch die „Katastrophe des Abbruchs“ (1928—31) einen ungeahnten Einschnitt erfuhr. Bei Schachtarbeiten für das geplante Regierungsgebäude stieß man auf den „Holzbau im frühmittelalterlichen Oppeln“. Über diese einzigartige Entdeckung unterrichtet uns ein gut bebildeter Aufsatz. Eine heimatkundliche Studie plaudert von „technischen Kulturdenkmälern im Kreise Groß-Strehlitz“. Das abgebildete Wiesen-Schöpfrad und eine Wassermühle entfalten den ganzen Zauber dieser Landschaft. Wertvoll ist, daß in dem Buche auch Carlsruhe und sein an Süddeutschland gemahnender Schloßbezirk behandelt werden. Hoffentlich findet der Wunsch des Verfassers reichen Widerhall, daß Heimat und Staat helfend eingreifen, um solches Kulturgut zu retten. Wie reich das ober-schlesische Land ist, erweist dann noch einmal der Aufsatz über die erst kürzlich aufgedeckten mittelalterlichen Wandmalereien der Kirchen zu Kalkau und Alt-Wette. Selbst im Westen zeigen wenige Kirchen solch innige Schönheit. Man kann nur wünschen, daß auf Grund der Entdeckungen viele Schlesier ihr Augenmerk auf die Heimatkunst lenken. Der abschließende Bericht des Provinzialkonservators zeigt ihnen, welche Ortschaften diese Fürsorge besonders erfahren haben und weiterhin verdienen.

Ernst Kornemann, Staaten, Völker, Männer. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig. 158 Seiten, geheftet 6,00 RM., gebunden 7,00 RM.

Ende Juni las man in Breslauer Tagesblättern: „Die Philosophische Fakultät der Universität Budapest hat den Professor für alte Geschichte und Direktor des Althistorischen Seminars der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Geheimrat Dr. phil. Dr. jr. h. c. Ernst Kornemann in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Arbeiten und seiner Tätigkeit zur Förderung der Verbindung zwischen der deutschen und der ungarischen Wissenschaft . . . zum Dr. h. c. ernannt.“ Damit fand das Wirken dieses Hochschullehrers eine wohlverdiente äußere Anerkennung. Sein neues Buch zeigt, wie lebensvoll Kornemann die Antike zu gestalten weiß, welch gegenwartsnahe Probleme dem Altertum eigen sind.

Die Breslauer Rektoratsrede „Vom antiken Staat“ gibt einen lebendigen Aufriß vom orientalischen Königtum des Dareios bis zu Justinian. Eingehend sind Griechentum und Römergeist gegenübergestellt. „Römische Geschichte, in ganz großen Linien richtig aufgefaßt, ist und bleibt die beste Lehrmeisterin nicht nur für heute, sondern wohl für alle Zeiten“. So sagt Adolf Hitler. Bei Kornemann steht das bedeutungsvolle Urteil: „Nie ist ein Herren- und Machtvolk so durch den schweren Knechtsdienst der Unterwerfung des Einzelindivids unter das Ganze in seinen Teilen und in seiner Totalität hindurchgegangen wie das römische und hat den Satz erhärtet, daß in politicis nur durch Selbstzucht, Zucht und durch Unterwerfung unter die Staatsnotwendigkeiten, seien sie auch noch so hart, wirkliche Größe des Ganzen erzeugt werden kann.“ Der zweite in Athen gehaltene Vortrag befaßt sich mit Entstehung und Ent-

wicklung des attischen Groß-Stadtstaates, mit der Verquickung von Kultus und Politik in dieser hochbedeutenden Landschaft Griechenlands. Die historische Kritik des Thukydides und ihr gegenwärtiger Wert werden am Schluß hervorgehoben. Mit einem anderen Geschichtswerk setzt sich der Prager Vortrag auseinander „Alexander der Große und die Makedonen in Ptolemaios' I. Alexandergeschichte“. Völkisches Bewußtsein der Gegenwart ermöglicht die Erkenntnis völkischen Geistes in der Antike. Kornemann sagt: „Es muß endlich einmal dazu übergegangen werden, den eigentlichen Wert des Werkes in der rein makedonischen Stellungnahme des Autors zu sehen und dieses spezifisch Makedonische in ihm, das uns erst das Verständnis für das neue kräftige Nordvolk eröffnet, zu umreißen.“ Der Kultus der Tat kommt uns durch den Vortrag zum Bewußtsein, und wir spüren die „makedonische Pflichtauffassung“ Alexanders, von der Alfred Rosenberg spricht. Aus der römischen Geschichte gestaltet Kornemann die Tragödie des Menschen Tiberius, der immer hinten gestellt wurde. Aus dieser Verachtung erwachsen Überdruß und Abneigung. Die Weltflucht des Kaisers nach Capri wird durch die psychologische Studie ganz verständlich. Aus der langjährigen Pinesforschung des Gelehrten, aus seiner Beschäftigung mit der Grenzziehung in Germanien erwächst der in Warschau und Budapest gehaltene Vortrag: „Die unsichtbaren Grenzen des römischen Kaiserreiches“. Darin heißt es: „Die neuen Herren der Welt, die Germanen im Norden und Westen, die Araber im Osten, die die Römer in der Herrschaft ablösen sollten, haben ihre Vorbildung für diese Aufgabe in dem Grenzstaatenystem der Römer gefunden.“ Es gehört also mittelbar zu deutscher Geschichtsforschung, wenn die Breslauer alt-historische Schule die Entwicklung dieser Randstaaten besonders eingehend behandelt. Auf diese große Aufgabe des Institutes weist der Vortragende ebenfalls hin. Die letzte Abhandlung befaßt sich eingehend mit der Varusschlacht, „der ersten Befreiungstat des deutschen Volkes“. Die Schwierigkeit der örtlichen Festlegung des Kampfplatzes wird in kritischer Methode aufgewiesen. Das Arminiusgeschick wird Kornemann zum Sinnbild oft wiederkehrender deutscher Tragik. „Möchte das doch endlich in unserem neuen nationalen Staat dank der Genialität Adolf Hitlers anders werden! Darauf ruht die Hoffnung aller deutschen Männer und Frauen von heute und morgen.“ So schließt das wertvolle Buch und offenbart noch einmal die Gegenwartbezogenheit der Forschungsarbeit dieses Gelehrten.

„Disziplin und Radikalismus“

Die Julifolge der „Schlesischen Hochschulzeitung“

„Der Kampf gegen Versailles ist mehr als der Kampf gegen einen vernichtenden Friedensvertrag, er begründet die politische Mission eines Volkes, das, auf seinem Opfergang hellseherisch geworden über die Ursachen dieser chaotischen Zerrüttung, sich nunmehr anschickt, sein Schicksal selber zu gestalten und von hier aus Europa die neue friedliche Dauerordnung zu bringen. Der Nationalsozialismus hat eine seiner Wurzeln in diesem Zerstörungs- und Vernichtungssystem von Versailles.“ In diesen Worten gipfelt der Aufsatz des Direktors der Universität Breslau, Prof. Dr. Walz „Überwindung von Versailles“, der an der Spitze der Julifolge der „Schlesischen Hochschulzeitung“ steht. Das gleiche Bemühen, die deutsche Revolution in einem großen geistesgeschichtlichen Zusammenhang zu sehen, zeigen die Artikel von A. Tiefenbach „Spengler und die junge Generation“, von Wilhelm Tser „Der Ständeaufbau des Nationalsozialismus und die Stände Spanns“, der die Auseinandersetzung mit Spann weiterführt, und der Leitartikel des Schriftleiters der „Schlesischen Hochschulzeitung“ Hermann Utenowldt „Front der jungen Mannschaft“. Die Auseinandersetzung, die A. Tiefenbach, der bekannte Verfasser des Romans „S. S.“ in seinem genannten Artikel mit Spenglers „Jahren der Entscheidung“ vollzieht, weicht deshalb von den üblichen Stellungnahmen ab, weil sie sich bemüht, dem Werk Spenglers gerecht zu werden, ehe sie zur Ablehnung des letzten Buches des Münchener Geschichtsphilosophen kommt. Der Beitrag von Hermann Utenowldt geht aus von der Röhmrevolte und stellt fest: „Es war ein Hauptkennzeichen der Kräfte, welche durch das Eingreifen des Führers jetzt ausgeschaltet sind, daß eine Kluft zwischen HJ., SA. und PO. geschaffen werden sollte, die es im alten Kampf nie gegeben hat . . . Man machte die Organisation zur Norm für das Leben und nannte dies dann unverfälschten Nationalsozialismus.“ Der Artikel bekennt sich dem gegenüber zu einer Front der jungen Mannschaft, die keine organisatorischen Grenzen mehr kennt, sondern die zusammengeführt ist durch eine Radikalität der Haltung, „welche der Wille zu einer Durchsetzung der Revolution im ganzen Leben des Einzelnen wie des Volkes ist“. Die Auseinandersetzungen von Wilhelm Tser, welche übrigens fortgesetzt werden, haben große Beachtung gefunden, weil bisher mit gleicher Deutlichkeit kaum irgendwo eine Abgrenzung der Spannischen Ideologien gegen

den Nationalsozialismus vollzogen worden ist. Ein Beitrag über die „Aufbauarbeit der Landesbauernschaft Schlesiens“ von Hauptschriftleiter Dr. Verche soll den schlesischen Studenten zeigen, daß gerade auch in der schlesischen Heimat sich das Landvolk auf die Erfüllung seiner eigensten Aufgaben bei der Volkstumserneuerung besonnen hat. Damit leitet der Beitrag über zu der Beilage „Hochschule und Landschaft“, welche eine Gemeinschaftsarbeit der „Hamburger Universitätszeitung“, der „Niedersächsischen Hochschulzeitung“ (Göttingen) und der „Schlesischen Hochschulzeitung“ ist. Mit erfreulicher Deutlichkeit zeigt beispielsweise Dr. Otto Bickel-Göttingen, daß Universitätsbünde und Förderungsbünde einzelner Institute kaum geeignet sind, das Problem „Hochschule und Landschaft“ wirklich zu lösen, daß es dazu vielmehr der Zusammenarbeit der verschiedensten Gliederungen der Bewegung, der amtlichen Stellen und vor allem der Studentenschaft selbst bedarf, wie das beispielsweise im Hochschulkreis Niedersachsen der Fall ist. Den schlesischen Standpunkt zeichnen Andreas Joten und Hansjörg Greiner. Joten geht aus von der Bedeutung der einzelnen Landeshochschulen „als Mittler zwischen den Eigentümlichkeiten im Kulturleben der einzelnen deutschen Stämme und der Gesamtheit der deutschen Kultur“ und zeigt die Besonderheit dieser Aufgabenstellung in Schlesien, dessen Stammesraum sich über drei Staaten erstreckt. Dazu kommt für die schlesischen Hochschulen der Auftrag, „Verbindung aufzunehmen zu unseren östlichen und südöstlichen Nachbarn.“ Auch der Beitrag von Hansjörg Greiner, welcher vor allem von dem geplanten Ausbau der Breslauer Hochschulen „zum Brennpunkt des deutschen Ostlandsstudiums“ spricht, kommt zu dem Schluß: „So werden uns im Grenzland landschaftliche und politische Bindung der Hochschule eins“.

Der Schrifttumsteil der Julifolge bringt außer grundlegenden Ausführungen von Dr. Hans Beyer-Danzig vor allem gründliche Besprechungen östpolitischer Literatur. Berichte aus der studentischen Arbeit runden die reichhaltige Folge ab. So wendet sich auch die Julifolge der „Schlesischen Hochschulzeitung“ an einen breiteren als den studentischen Kreis. Weil die Studentenschaft ihre Arbeit bewußt hineinstellt in den Kampf der jungen Mannschaft und weil sie besonders ihre schlesischen Aufgaben ernst nimmt, steht auch ihre Zeitschrift im Dienst einer radikalen Durchsetzung des nationalsozialistischen Ganzheitsanspruches, der sich natürlich in voller Disziplin zu vollziehen hat.

Deutsche Volkskunde. In einem Handbuch der Deutschen Volkskunde, das bei der Akademischen Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H. Potsdam erscheint, wird zum ersten Male dieser gewaltige Stoff von hervorragenden Fachgelehrten zusammengefaßt. Es entsteht durch gleichzeitige Heranziehung des Bildmaterials ein Werk, das ein lebensvolles und anschauliches Bild des wirklichen Volkslebens in seiner Kraft und Mannigfaltigkeit, Schönheit und Bodenständigkeit entwirft. Alle Quellen, die für die Volkskunde der Vergangenheit und Gegenwart nur irgend in Betracht kommen, sind hier ausgeschöpft. Das Typische, auf das es immer ankommt, wird in den soziologischen Rahmen des Gemeinschaftslebens, in den historischen der geschichtlichen Entwicklung und den geographischen der räumlichen Umwelt hineingestellt unter Betonung der geistigen Grundlagen der Volksgüter. Die Einbeziehung vieler bisher völlig unbearbeiteter Gebiete, vor allem auch des Auslandsdeutschtums macht dieses Handbuch, das sich besonders durch die Fülle des Materials und den wissenschaftlichen Rang der Mitarbeiter auszeichnet, zu der großen wissenschaftlichen Darstellung der deutschen Volkskunde. Als Herausgeber zeichnet der Direktor des Vaterländischen Museums in Hannover, Dr. Wilhelm Pöfker, dessen Anregung die deutsche Wissenschaft den berühmten Atlas der deutschen Volkskunde verdankt. Mitarbeiter sind unter anderen die Professoren Dr. theol. h. c. Carl Bornhausen-Breslau und Dr. Klapper-Breslau.

Wilhelm Müseler. Deutsche Kunst im Wandel der Zeiten. 284 Abbildungen, 32 Seiten Text. Safari-Verlag Berlin. Kartoniert 2,95 RM. Leinen 4,80 RM.

„Es ist immer falsch, den schwierigen Versuch zu wagen, von den Einzelheiten zum Ganzen vorzudringen, statt den umgekehrten Weg zu gehen.“ Diese wesentliche Erkenntnis bestimmt den Aufbau und Inhalt des Buches. Der Verfasser zeigt die völkische Gebundenheit aller Kunst und den notwendigen Wechsel ihres Ausdrucks im Lauf der Jahrhunderte. Die Begriffe „Deutsche Kunst“ und „Wandel der Zeiten“ sind dadurch geklärt. Will man diesen Wechsel begreifen, so ist das Stilgefühl unbedingtes Erfordernis. Der Mensch soll die Fähigkeit erwerben, „zu unterscheiden, aus welcher Kunstauffassung heraus ein Kunstwerk geboren wurde, das heißt, zu welcher Epoche und welchem Stil es zu rechnen ist.“ Das gelingt am ehesten durch ständiges Schauen, durch ständiges Vergleichen.

Um bei dem Betrachten der wertvollen, mit Sorgfalt ausgewählten Abbildungen nicht abgelenkt zu werden, nehmen die Textseiten den geschichtlichen Aufriß voraus. Eine Karte des deutschen Kulturkreises steht jeweilig über den wichtigsten Zahlen, Namen und Werken der Epoche. Geschichte, Piteratur, Musik, Baukunst, Plastik und Malerei sind nebeneinander geordnet. Nach aufmerksamer Lektüre dieses Textes ist man für die Bildbetrachtung aufs beste vorbereitet. Romanischer Stil, Gotik, Renaissance und Barok sind immer wieder verglichen. Burg und Palast, Kirche und Rathaus, Kreuzgang und Altarraum erstehen im Wechselspiel der Zeiten. Breslau und Grüssau sind oft aus dem schlesischen Raum vertreten. Eigenartigerweise fehlt das textlich zweimal erwähnte Breslauer Rathaus unter den Abbildungen.

Madonnenstatuen, Kreuzfixe und Denkmäler offenbaren den gleichen Wandel in der Plastik. Endlich sind Landschaft und Stillleben, Heilige Szenen und Porträts in je vier bedeutenden Kunstwerken verglichen. Überall offenbart sich der Reichtum deutscher Kunst bis hin nach Holland und Norditalien. Man ist von der Größe deutschen Wesens ergriffen, und dankbar wird wohl jeder das schöne Werk betrachten

Dr. A. Wienicke.

Urkundliche Geschichte der Gründung und ersten Entwicklung der deutschen Stadt Brieg. Von Prof. Dr. Adolf Schaub. Broschiert 12 RM., Pappband 14 RM. Verlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau.

Die Beschränkung dieses Werkes auf die Geschichte nur einer Stadt und auch hier nur auf das erste Jahrhundert ihrer Entwicklung

hat eine besondere Bedeutung. Die große Leistung des mittelalterlichen Deutschtums ist die zähe, friedliche und um Jahrhunderte vorausschauend planvolle Eindeutschung des Ostraumes. Hier wird nun einmal mit allem Rüstzeug deutscher Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit an einem Einzelfall gezeigt, wie sich — bis in die kleinsten Ereignisse und Erscheinungen hinein — diese Eindeutschung im Bereich einer schlesischen Stadt vollzogen hat. Von der Aussetzung zu hallisch-neumarktischem Recht durch den Landesherrn an den Lokator des oppidum Briga bis zu der beginnenden Selbständigkeit der Residenzstadt des Fürstentums Brieg reicht diese Geschichte — denn damit ist der Prozeß der Eindeutschung beendet, nun mündet das weitere Geschehen in die allgemein deutsche Geschichte ein.

Aber was aus diesem einen Jahrhundert an urkundlich belegten Tatsachen hier zusammengetragen ist, das gibt ein erschöpfendes Bild dieser großen Zeit unseres Volkes. Wir erfahren ein wesentliches Stück schlesischer Herzogsgeschichte, von der Aussetzung polnischer Dörfer zu deutschem Rechte, von der städtebaulichen Anlage von Brieg, von der mittelalterlichen Gewerbeordnung, von der rechtlichen Stellung polnischer und deutscher Bürger, vom Kampf der Bürger mit ihrem Herzog oder mit der Geistlichkeit, von den Befugnissen des Rates der Stadt u. a. m. Die Bedeutung dieser „Geschichte der Stadt Brieg“ geht wirklich weit über das Lokale hinaus. In ihrem großen Reichtum an urkundlich belegtem Material — auf den ausführlichen Urkunden-Anhang sei hier besonders verwiesen — ist diese ein wesentlicher Beitrag zur ostdeutschen Siedlungsgeschichte, der an gleicher Ausführlichkeit und Gründlichkeit nur wenige Parallelen hat.

Entwicklungsgeschichtlich muß zu dem Aufsatz „Zehn Jahre Schlesische Monatshefte“ ergänzt werden, daß die Anregung und Initiative zur Eingliederung der Schlesischen Monatshefte in die Gaupresse von Hauptschriftleiter Dr. Carl Alexander Frhr. von Gregory ausging, der auch die schwierigen Vorverhandlungen führte. So wurde der Schlesischen Gaupresse ein neues, wichtiges Organ gegeben.

Berichtigung. Im Juliheft der „Schlesischen Monatshefte“ muß es heißen: für Rabierschky — Kubierschky; für Doeßler — Adolf Dreßler und für Scholz — Paul Schulz



Reichspräsident Generalfeldmarschall Paul von Beneckendorff und von Hindenburg

† 2. August 1934

Die Welt ist durch seinen Heimgang ärmer geworden